H. gen. h.
69 a ~~98 a~~

Ex donat: Molliana.

<36625261560010 S
<36625261560010
Bayer. Staatsbibliothek

Verfasser: Carl Friedr. Flögel.

R

Geschichte
des
menschlichen
Verstandes.

Breßlau,
verlegts Johann Ernst Meyer,
1765.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Hoch= und Wohlgebohrner Freiherr,

Gnädiger Herr Justitzrath,

Ewr. Hoch= und Wohlgeb. schätzbarer Charakter und menschenfreundliche Denkungsart ist mir in zwei Jahren eines nahen Umgangs so bekant worden, und ich habe selbst an mir so viel Proben davon erfahren,

daß ich keinen Anstand nehme **Denenselben** hiermit öffentlich ein Denkmahl der pflichtmäßigsten Rührung und Erkentlichkeit zu übergeben. Ein Denkmahl, welches **Dero** Verdienste zwar nicht erreicht, aber doch die Empfindungen meines Herzens an den Tag legt. Wie vergnügt flossen unsre Tage dahin, als wir mit gemeinschaftlichen Eifer der Weisheit der Alten nachspürten, und uns nach ihren Mustern zu bilden trachteten; wie beneidenswürdig war unser Zustand, als wir in der Stille

des

gehört hinter das Titelbl.

Dem

Hoch- und Wohlgebohrnen Herrn,

HERRN

George Benjamin

Freyherrn von **Arnold,**

Sr. Königl. Maj. in Preussen hochbetrauten Justitzrath

im Striegauischen Kreiße,

Erbherrn der Güter Meesendorf und Pohlnisch Baudis.

Meinem gnädigen Herrn.

Vorrede.

Diese Schrift enthält einen kurzen Abriß von der Geschichte des menschlichen Verstandes, oder von den Ursachen, welche ihn entwickeln und vollkommen machen. Die Deutschen haben sich bisher mehr bemüht die Wirkungen des Verstandes in der Weltweisheit zu untersuchen; aber die Ursachen desselben haben sie sehr wenig berührt. Ich habe also eine Reihe von Begebenheiten und Ursachen gesammelt, welche ich unter gewisse Abschnitte gebracht und zu erläutern gesucht habe.

Meine vornehmsten Hülfsmittel sind die Schriften einiger berühmten Franzosen, nämlich eines Du Bos, Montesquieu, Goguet und Helvetius gewesen. Einige Abschnitte sind bisher schon als besondre Abhandlungen erschienen; Da sie aber zu dem Zusammenhange dieser Geschichte unentberlich gehörten und in der Absicht verfertigt worden, so habe ich sie mit einigen Veränderungen hier beigefügt. Solte diese Schrift einigen Beifall solcher Kunstrichter, welche das Publicum zu unterrichten, aber nicht durch Possen zu belustigen suchen, verdienen, so werde ich mich hinlänglich belohnt halten.

des Landlebens an einem ehrwürdigen Eichwalde, oder an einem sanftrieselnden Bache die göttlichen Lehren der Weltweisheit durchdachten, das Gebiete der Meßkunst durchwanderten und in der Naturlehre die unendliche Größe des Schöpfers bewunderten. In diesen glücklichen Tagen entwickelte sich in mir die erste Idee dieses kleinen Lehrgebäudes, welches ich **Ewr. Hoch- und Wohlgeb.** erleuchteten Beurtheilung übergebe; welches aber wegen mancher Veränderung meiner Lebensart nicht

eher konte bearbeitet werden. Ich wünsche, daß die Vorsehung ihre besten Segen über Dieselben ausschütten möge, indem ich mit gröster Verehrung Zeitlebens verharre

Hoch- und Wohlgebohrner
Freiherr,

Gnädiger Herr Justitzrath,

Ewr. Hoch- und Wohlgeb.

J. 1765. d. 1. Febr.

unterthänig gehorsamer Diener,
der Verfasser.

Inhalt.

Erster Abschnit.

Von den Quellen des menschlichen Verstandes überhaupt = = Seite 1

Zweiter Abschnit.

Vom Genie = = = 10

Dritter Abschnit.

Vom Klima = = = 49

Vierter Abschnit.

Vom Alter = = = 102

Fünfter Abschnit.

Vom Körper = = = 130

Sechster

Inhalt.

Sechster Abschnit.

Von der Sprache : : Seite 156

Siebender Abschnit.

Vom Bedürfniß : : : 174

Achter Abschnit.

Vom Staate : : : 191

Neunter Abschnit.

Von der Erziehung : : : 222

Erster Abschnit.

Von den Quellen des menschlichen Verstandes überhaupt.

§. 1.

Die Kentniß des Menschen ist ein so wichtiger Gegenstand, daß man alle Hülfsmittel anwenden solte, dieselbe mit gröster Sorgfalt zu studiren. Es breitet sich vor den Augen des Weltweisen ein so weites Feld aus, dessen Anschauen seine Seele zwar ergözt, dessen Gränzen er aber mit seinen eingeschränkten Blicken niemals erreicht. Hier findet er das graue Alterthum mit Künsten und Wissenschaften beschäftigt,

die erst zu dieser Zeit gebohren worden. Er sieht, wie nach und nach eine Erfindung der andern die Hand bietet, und wie die ältern Hebammen ihrer jüngern Geschwister werden. Wenn er den Ursachen dieser glücklichen Erscheinungen nachforscht, so erstaunt er über die wunderbare Verschiedenheit der Völker, denen sich einerlei Ursachen darbieten, die aber dem ungeacht einen ganz widrigen Erfolg in der Ausbildung ihrer Seelenkräfte herfürbringen. Ein und eben dieselbe Ursache versetzt eine Nation auf eine glänzende Höhe, wo sie noch die Bewunderung der Nachwelt verdient; da sie ein andres Volk, dessen Umstände eben so glücklich sind, nicht aus dem unwirksamen Schlummer erwecken kan, der sie den Nachkommen noch immer unter einem verächtlichen Bilde darstelt.

§. 2.

Indem ich willens bin, einen kurzen Abriß einer Geschichte des menschlichen Verstandes zu entwerfen, so muß ich mich vorher über einige Begriffe erklären, welche zur Erläuterung des folgenden dienen, und manchen unüberlegten Widerspruch im Voraus verhindern können. Ich verstehe in gegenwärtiger Abhandlung durch den Verstand nicht allein das Vermögen oder die Fertigkeit sich etwas deutlich vorzustellen, wie man diesen Begrif in den philosophischen Schulen annimt, wenn man genau bestimt, sondern alle Arten des Erkentnißvermö-

vermögens, sinnliche und philosophische Erkentniß, Witz, Scharfsinnigkeit, Abstraction, Bezeichnungsvermögen, Beurtheilungskraft, Geschmack, und wie sie alle heissen.

§. 3.

Der menschliche Verstand kan in seiner Geschichte auf eine doppelte Weise betrachtet werden; entweder man sieht ihn als eine Ursache oder als eine Wirkung an. Im ersten Falle könte man eine doppelte Geschichte entwerfen. Man könte entweder dasjenige, was vom Anfang her durch den menschlichen Verstand erfunden worden, in einer chronologischen Ordnung erzählen: Allein dieses wäre eine unendliche Arbeit und vor die Schultern eines einzigen Menschen viel zu schwer, und vor ein ganzes Leben viel zu weitläufig; obgleich diese Arbeit sonst einen vortreflichen Nutzen haben, und einem philosophischen Kopfe Gelegenheit geben könte, aus dieser langen Reihe von Begebenheiten dem menschlichen Verstande ein glänzendes und regelmäßiges Denkmahl aufzurichten. Oder man könte die verschiednen Künste und Wissenschaften vornehmen und zeigen, wie sie nach und nach ausgebildet, und gleich einem ansehnlichen Staatskörper mancherlei Abänderungen erlitten, bis sie ihre gegenwärtige Gestalt erhalten. In dieser Art haben **Goguet** und **Carlencas** der Welt einige

nützliche, obgleich unvollständige Versuche mitgetheilt.

§. 4.

Wenn man den menschlichen Verstand als eine Wirkung betrachtet, so kan man auf die Ursachen desselben zurück gehen, und untersuchen, wie sie denselben entweder gänzlich ausbilden, oder zum Theil das ihrige zu seiner besondern Bildung und Erweiterung beitragen. Hier könte man von jedem Vermögen insbesondre eine Geschichte aufführen, wie z. E. die sinnliche oder die obern Kräfte nach ihren Arten oder überhaupt im Menschen erweitert und zu ihrer Vollkommenheit gebracht würden. Ich werde hier nach meiner Absicht die Ursachen des menschlichen Verstandes überhaupt anzeigen, und es werden wenigstens die ersten Grundsätze einer Geschichte des menschlichen Verstandes entwickelt werden.

§. 5.

Die Ursachen des menschlichen Verstandes sind so mannigfaltig, als die verschiedenen Umstände, darein man den Menschen versetzen kan. Kein Grund ist ohne eine gewisse Folge. Der Verstand eines Wilden, der von der Jagd lebt, in Wäldern herumschweift und nur die groben Bedürfnisse seines Körpers kent, muß von dem Verstande eines Hofmans, der sein Leben in feinen und gesitteten Beschäftigungen zubringt, in dieser Ab-

sicht sehr weit unterschieden seyn. Es haben sich zwar einige Weltweisen bemühet, den Verstand gleich einer Pflanze aus einer einzigen Wurzel herzuleiten, und sehr scheinbare Ursachen zu Hülfe genommen; allein sie haben an ihren eignen Klippen gescheitert. **Huart** entwickelt die Kräfte der menschlichen Seele blos aus natürlichen und **Helvetius** aus sittlichen Ursachen. Allein sie scheinen der Natur durch wilkürliche Gesetze ein unanständiges Joch aufzulegen, und einen Despotismus einzuführen, der in der Philosophie und in der Geschichte, wo es auf Begebenheiten ankomt, niemals kan angenommen werden. Ihre unglücklichen Versuche kommen mir wie die vergeblichen Unternehmungen derjenigen für, welche in der Naturlehre alle Begebenheiten und Erscheinungen aus einem einzigen Gesetze bestimmen und ihre Theorie über alles herschen lassen. Man solte die Theorie aus den Begebenheiten und nicht umgekehrt die Begebenheiten aus der Speculation herleiten. Daher wolten einige alles durch Druck und Stoß erklären, und andre machten den Zusammenhang zum Beherscher aller natürlichen Vorfälle. Es klingt sehr schön und ordentlich aus einer einzigen Ursache alle Erscheinungen eines weitläufigen und fruchtbaren Gegenstandes herzuleiten, und es haben sich auch manche Gelehrte dadurch bei ihren Zeitgenossen einen Namen gemacht, bis die schärfer sehende Nach-

welt mehr Bemerkungen sammelte und die Sache in ein heller Licht versetzte. **Huart** hat genung Witz angewendet, seiner Meinung einen Schein der Wahrheit anzustreichen, und man kan ihm das sinnreiche nicht absprechen; aber deßwegen hat er doch den wahren Punct, worauf es ankomt, verfehlt. **Helvetius** hat genung Anhänger; denn man glaubt dasjenige nur allzugerne, was man wünscht; aber seine Meinung ist doch nur zum Theil wahr.

§. 6.

Eine allzugenaue Bestimmung der Ursachen des menschlichen Verstandes versetzt uns in ein Labyrinth, woraus wir uns schwerlich wieder zurecht finden können. **Du Bos** gieng unstreitig zu weit, wenn er die Polhöhe der Mahlerei bestimte, und die goldnen Jahrhunderte in Künsten und Wissenschaften ursprünglich aus gewissen Ausdünstungen der Erde herleitete. **Huart** schwärmte, wenn er sogar die Speisen bestimmen wolte, welche der Herr Christus gegessen, die Vortreflichkeit seines Verstandes zu erhalten und besser zu entwickeln.

§. 7.

Wenn man die verschiedenen Quellen des menschlichen Verstandes mit einander vergleicht, so findet man, daß sie sich leicht in zwei Hauptclassen eintheilen lassen; nämlich in **natürliche** oder **sittliche Ursachen**; wozu man noch einige rechnen

und

und **vermischte Ursachen** nennen kann, weil sie in dem natürlichen und sittlichen Zustande zugleich wirken können. Die **natürlichen Ursachen** sind diejenigen, die einen Einfluß in den menschlichen Verstand haben können, wenn man ihn außer der Gesellschaft betrachtet; **sittliche** aber, wenn man ihn in der Gesellschaft und den damit verbundnen Umständen bemerkt. Zu den natürlichen Ursachen zähle ich das Naturell, oder die dem Menschen angebohrne Fähigkeit der Seele, die besondre Beschaffenheit des Körpers und seine Organisation, das verschiedene Alter des Menschen, den Himmelsstrich, und die verschiednen Bedürfnisse im natürlichen Zustande. Zu den sittlichen Ursachen gehören der Staat, die Sprache, Erziehung, Gesellschaft, Beispiele, die Bedürfnisse, welche aus der Gesellschaft entstehen, und alle damit verbundnen Tugenden und Laster. Zu den vermischten Ursachen kan man die Vorsehung, Religion und Aberglauben, den Zufall, und mancherlei kleine unmerkliche Umstände, rechnen.

§. 8.

Ich will noch einige besondre Umstände anführen, welche zu Beurtheilung dieser Ursachen und der ganzen Abhandlung gehören, um ein richtiges Urtheil davon zu fällen. Die natürlichen Quellen liegen allemal zum Grunde; und wenn diese nicht von der gehörigen Beschaffenheit sind, so ist die Wir-

kung und die Gegenwart der sittlichen umsonst. Wem also die Natur kein Genie gegeben hat, der wird es weder bey einem gut organisirten Körper, noch bey einem glücklichen Himmelsstriche, noch bey einer vortheilhaften Staatsverfassung, noch durch andre Verhältnisse erlangen.

§. 9.

Das natürliche kan durch besondre sittliche Umstände gehindert werden, daß es entweder gar keine, oder eine schlechte Wirkung herfürbringt. Da in der Welt nichts müßig ist, wenn kein Hinderniß der Kraft da ist, so tragen die natürlichen und sittlichen Ursachen beide das Ihrige zur Ausbildung des menschlichen Verstandes bei.

§. 10.

Bisweilen wirkt eine Ursache besonders, aber gemeiniglich wirken einige zusammen. Wenn man sagt, diese Ursache hat dieses oder jenes gewirkt, so schließt man andre Ursachen nicht aus; sondern man sieht in dem Falle auf das, was am meisten wirkt, oder wenigstens was am meisten sichtbar und bekant ist. Denn öfters verstecken kleine Umstände die wahre Ursache, unter einem wunderbaren Gemenge, daß es schwer und oft unmöglich ist, den wahren Punkt zu treffen.

§. 11.

Diese Ursachen lernt man am besten kennen, wenn man entweder auf die alten Völker zurückgeht, bei denen die Ursachen wegen ihrer Einfalt, noch nicht so sehr zusammengesetzt sind, und folglich leichter herausgewickelt werden können; oder auf die noch wilden Völker, welche mit den Alten in Ansehung ihrer wenigen Bedürfnisse, die größte Aehnlichkeit haben; oder wenn man bey den Genien stehen bleibt, die sich besonders herfürgethan haben, wo die Ursachen offenbarer und deutlicher vor Augen liegen. Denn mittelmäßige und niedrige Köpfe sind einem Rohre gleich, das vom Winde getrieben wird, die keine gehörige Festigkeit in ihrer Bestimmung haben.

§. 12.

Wenn eine Ursache bei einem Volke oder einem einzeln Kopfe in einem Lande, in einem gewissen Zeitpunkte dieses oder jenes gewirkt hat, so ist es nicht nothwendig, daß sie bey einem andern Volke oder Kopfe eben dieses wirken müsse. Denn jede Ursache wirkt unter gewissen Umständen. Das Reiben der Glaskugel bringt oft keine, oft schlechte, und oft ansehnliche Funken herfür.

Zweiter Abschnit.

Vom Genie.

§. 13.

Wir finden bei den Alten keinen Begrif vom Genie; man müste denn dasjenige dahin ziehen, was sie von der Begeisterung uns hinterlassen haben, worinn sich dasselbe auf eine vorzügliche Art zu äußern pflegt; dem ungeachtet muß jederman eingestehen, welcher nicht von dem Vorurtheile des Neuen verblendet ist, daß sie dasselbe in allen Umständen in einem hohen Grade besessen haben, wie ihre Schriften, die sie uns hinterlassen haben, ihre andern Werke und Thaten zur Genüge bezeugen. Unter den neuern Weltweisen findet man verschiedene, die sich Mühe gegeben haben, den Begrif zu entwickeln und diese herliche Erscheinung der Natur in ein helles Licht zu setzen. Es ist nicht zu läugnen, daß uns die Franzosen zuerst auf die Spur gebracht haben, diesem Begriffe sorgfältiger nachzudenken. Es ist auch in der That der Mühe werth, eine Sache zu entwickeln, welche man für die größte Zierde der menschlichen Seele hält. Man kan einem Schriftsteller kein größeres Lob beilegen, als wenn man ihn mit dem erhabnen Titel eines

Genies beehrt. So viel man sich in unsern Tagen mit dem Ausdruck des Genies weiß, so weitschweifig und unbestimmt wird derselbe von den meisten angegeben, welche die stolze Miene eines Kunstrichters annehmen, weil sie glauben dadurch berechtigt zu seyn, andre mit freier Stirn zu tadeln, sich selbst aber über alle Vorwürfe hinauszusetzen, die man ihnen leicht machen könte, wenn es der Mühe werth wäre.

§. 14.

Ehe ich meine Gedanken vom Genie und dessen Eigenschaften vortrage, will ich zuvor die Erklärungen und Beschreibungen meiner Vorgänger anführen, damit man desto leichter sehen kan, worinn ich mit ihnen übereinkomme, und wenn ich sie verlasse. **Du Bos** dieser große Kenner des Schönen, erklärt das Genie durch die Geschicklichkeit, welche ein Mensch von der Natur empfangen hat, gewisse Dinge gut und leicht zu verrichten, die von andern Menschen, welche sich auch noch so viel Mühe geben, nicht anders als schlecht verrichtet werden können. *) Herr von **Haller** sagt, der Mann, dem man Genie zuschreibt, muß durch die Natur zu einer gewissen Wissenschaft vorzüglich tüchtig gemacht seyn, und er muß seine Mühe und Fleiß eben auf

*) Reflexions sur la peinture & poesie, Tom. 2. Chap. 1.

auf diesen Vorwurf gewendet haben, den ihm die Natur zugedacht hat. *) Helvetius behauptet, das Genie erfordere allezeit Erfindung; nicht eine, die von ohngefehr geschieht, sondern welche aus einer neuen Verbindung der Dinge entsteht, wo man neue Verhältnisse unter gewissen Dingen und Begriffen sieht. Wer dieses thut, hat Genie. Aber er macht noch einen Unterschied, ob man Genie, oder den Namen eines Genies habe. Nicht alle Menschen, welche Genie haben, sind zugleich mit dem Titel eines Genies geehrt. Denn man erlangt erst den Namen eines Genies, wenn man in einer Kunst oder Wissenschaft eine **Epoche** macht; das ist, wenn man die Kunst bis zu dem letzten Grade ihrer Vollkommenheit bringt. In diesem Verstand haben Wolf, Newton, Raphael und Klopstock nicht allein Genie, sondern auch den Namen eines Genies. **) Herr Prof. **Sulzer** setzt das Genie vornehmlich in das Vermögen, sich aller erkennenden Seelenkräfte mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit bedienen zu können. ***) Dazu rechnet er besonders die lebhafte Wirksamkeit des Geistes; daß man Lust hat zu neuen Begriffen, womit aber noch Witz, Scharfsinnigkeit und gründliche Beur-

theilungs-

*) Göttingische Zeitungen. 1748. S. 724.

**) De l'esprit Disc. 4. Chap. 1.

***) Hist. de l'Academie de Berlin. 1757.

theilungskraft muß verbunden seyn; und endlich die Gegenwart des Geistes, oder ein correktes, fehlerfreies Wesen. **Wieland** beschreibt die Genies durch sonderbare und ungemeine Geister, welche über die übrigen Menschen erhaben sind. *) Ein ungenanter neuerer Schriftsteller, welcher einen neuen Weg betreten hat, erklärt diesen Begrif folgender Gestalt: Genie haben, heißt eine anschauende Erkentniß von Sachen besitzen, oder eine Fähigkeit zu solcher Erkentniß haben. Diese anschauende Erkentniß wird nicht blos durch die Sinnen erlangt, sondern sie begreift eine jede Erkentniß unter sich, die uns die Sache selbst darstellet, welche durch Worte bezeichnet wird, das ist, vermöge welcher wir die Sache in concreto erblicken, mit ihren Wirkungen, Zufälligkeiten und Veränderungen, die in derselben aus dem Verhältnisse mit andern zu entstehen pflegen. **) **Baumgarten**, dieser verewigte Weltweise, auf dessen Erklärung ich bauen werde, hat das Genie im allgemeinen Verstande also erklärt: Es ist das bestimte Verhältniß der Erkentnißvermögen unter einander in einem Menschen, ***) und im genauern Verstande, wenn es den Menschen zu gewissen Ver-

*) Betrachtungen über den Menschen. S. 21. ff.

**) Vermischte Schriften, III. Band I. St.

***) Metaphys. P. III. C. I. S. XIII. §. 648.

Verrichtungen in ausnehmendem Grade geschickt macht. *)

§. 15.

Wenn man diese unterschiednen Erklärungen und Beschreibungen des Genies mit einander vergleicht, so sieht man, daß sie alle darinn übereinkommen, daß sich das Genie in dem Erkentnißvermögen des Menschen befindet; obgleich die Lust, wenn sie mit dem rechten Punkt der Fähigkeit übereinstimt, denselben sehr nützlich zur Ausbildung seyn kan. Einige bestimmen die Art der Erkentniß, andre lassen sie unbestimt. Einige leiten es aus der Erziehung, wie Helvetius; andre aus physikalischen Ursachen, besonders aus der Beschaffenheit des Himmelsstriches, unter welchem ein Mensch gebohren und erzogen ist, wie Du Bos und Montesquieu. Alle aber kommen darin überein, daß es etwas Großes und Vorzügliches in der Fähigkeit ist.

§. 16.

Das Genie ist unstreitig in dem Erkentnißvermögen des Menschen anzutreffen; denn die beste Lust zu einer Kunst und Wissenschaft reicht noch gar nicht hin, daß man von einem Menschen sagen kan, er habe Genie. Sie kan oft aus einem sclavischen Triebe der Nachahmung entstehen, welche eher

*) Metaphys. P. III. C. I. S. XIII. §. 649.

eher das eigne Genie hindert und tödtet, daß es von seinem Punkte abgehalten wird, wozu es die Natur in seiner Anlage bestimt hatte; ob sie gleich, wie ich erst angezeigt habe, dem Genie aufhilft, wenn sie mit ihm auf ein und eben denselben Punkt übereinstimt.

§. 17.

Das Erkentnißvermögen ist ein Baum, welcher sich in viele Aeste ausbreitet. Die Aufmerksamkeit, das Gedächtniß, die Abstraktion, Witz, Scharfsinnigkeit, Verstand und Vernunft, und wie sie alle heissen, gehören dazu. Die Erfahrung lehret, daß diese unterschiednen Aeste oder Theile des Erkentnißvermögens nicht alle gleich groß sind, daß in einem Menschen eine Art die andre überwiegt. Ein Mensch hat mehr Witz als Scharfsinnigkeit; der andre mehr Beurtheilungskraft als Gedächtniß; der dritte einen größern Verstand als Einbildungskraft, und so ferner. Also stehen die unterschiednen Arten des Erkentnißvermögens in einem Menschen in einem gewissen Verhältniß gegen einander. Dieses bestimte Verhältniß der unterschiednen Arten des Erkentnißvermögens in einem Menschen ist sein **Genie im weitläuftigen Verstande.** In dieser Absicht kan man einem jeden Menschen ein Genie zuschreiben; denn in einem jeden Menschen liegt wenigstens von Natur die Fähigkeit aller dieser Theile des Erkentnißvermögens;

mögens; und in einem jeden Menschen läßt sich ein Verhältniß dieser Fähigkeiten denken; ob wir gleich noch weit entfernt sind, und vielleicht nie dazu kommen werden, dieselben gegen einander auszumessen. Daher kan man in diesem Falle nicht sagen, ein Mensch habe gar kein Genie.

§. 18.

Aber dieses ist wider den gemeinen Sprachgebrauch. Man versagt unzählichen Menschen das Genie. Man versagt es Gelehrten, welche Bibliotheken geschrieben haben; ob es gleich ebenfals abgeschmackt ist, einen Verfasser vor ein Genie anzupreisen, welcher ein Buch von etlichen Blättern geschrieben hat, worinn ein mäßiger Enthusiasmus herfürleuchtet. Man verbindet mit dem Begriffe eines Genies etwas Großes, etwas Vorzügliches in seiner Art. Ich setze voraus, welches auch die Erfahrung bestätiget, daß die unterschiednen Arten des Erkentnißvermögens in einem Menschen einander nicht gleich sind. Wenn nun das Verhältniß der Erkentnißvermögen in einem Menschen so beschaffen ist, daß alle Arten desselben dahin übereinstimmen, daß sie eine Fähigkeit zu einer merklichen Größe erheben, daß ihr die übrigen gleichsam zu Gebothe stehn, und nur da zu seyn scheinen, ihr als Hülfsmittel zu dienen und ihren Glanz zu erhöhen, so sagt man, ein Mensch habe **Genie im eigentlichen Verstande.**

§. 19.

Hier wird nun allen denjenigen das Genie abgesprochen, bei denen alle Arten des Erkentnißvermögens klein sind. Ein solcher Mensch ist zu nichts recht geschickt, und man sagt, er habe zu nichts Genie. Dieses sind die Dummköpfe unter den Menschen. Ihre Anzahl ist ungewöhnlich groß, und man findet sie sehr häufig unter den Gelehrten; wo sie auch um desto sichtbarer sind, weil ein Mensch ohne Genie sich niemals den Wissenschaften wiedmen solte. Auch muß man denen das Genie versagen, bei denen eine Fähigkeit zwar die andern an Größe übertrift, aber nicht in einem merklichen Grade. Dieses sind die Halbgelehrten, welche fast noch schlimmer sind, als die Dummköpfe. Ihr aufgedunsner Witz blähet sie, daß sie von fremder Weisheit strotzen und andre verachten. Ferner können auch diejenigen keinen Anspruch auf das Genie machen, welche auf die Worte ihres Lehrers geschworen haben. Bei denselben entdeckt man keine Fähigkeit, als die Fertigkeit nachzubeten. Auch diejenigen werden vom Genie ausgeschlossen, welche blos das mechanische einer Kunst oder Wissenschaft inne haben. Es giebt Dichter, welche viel Harmonie in ihr Sylbenmaaß weben; sie schreiben fließend und geschwinde, aber nichts als gereimte Prose; denn sie pflegen

— — ohn ein Bein zu strecken,
Viel Bogen voller Nichts mit Jauchzen auszuhecken.

Man läugnet dadurch nicht, daß in manchen Künsten und Wissenschaften das Mechanische dem Genie vorzügliche Dienste leistet, und daßelbe bisweilen hindert, wenn es nicht anzutreffen ist. Da sich das Genie, vermöge seiner Hülfsfähigkeiten, zu dem ihm angewiesnen Punkte schwinget, und ohne dieselben diese ansehnliche Höhe nicht erlangen kan, so können auch diejenigen auf daßelbe keinen Anspruch machen, bey denen die Hülfsfähigkeiten entweder von Natur schlecht, oder durch die Kunst nicht verbessert worden sind. Man könte noch viele dergleichen Betrachtungen anstellen, ich will es aber hierbei bewenden lassen, und mich zu einer nähern Betrachtung des Genies wenden.

§. 20.

Da das Genie also im Menschen die herschende Fähigkeit ist, welche unter den übrigen, wie der Mond am nächtlichen Himmel unter den schwächern Lichtern hervorscheint, so bekomt das Genie von derselben seine bestimte Benennung. Also kan es mathematische, philosophische, historische, poetische Genies geben. Folglich streitet es wider die Natur des Begrifs, wenn man einige Wissenschaften aus dem Gebiete des Genies reißt, und den Umfang desselben nur auf einige Künste und Wissenschaften einschränkt. Da eine jede Wissenschaft fähig ist,

daß

daß sie von einer großen und herschenden Fähigkeit eines Menschen bearbeitet wird, so kan es in allen Wissenschaften Genies geben. Der Sprachgebrauch ist vieleicht dadurch verdorben worden, daß man das Genie nur auf gewisse bestimte Gegenstände angewiesen; weil in denselben entweder viel große Köpfe gearbeitet haben, oder weil es leichter war in ihren Werken das Genie des Meisters zu erkennen, als in andern Künsten und Wissenschaften, wo die Beurtheilung des Genies viel Scharfsinnigkeit und tiefe Einsichten voraussetzt. Dieses wird unten noch klärer werden, wenn ich auf die Eigenschaften des Genies kommen, und die Erfindung als die Haupteigenschaft desselben betrachten werde.

§. 21.

Da alle Wissenschaften, selbst die historischen nicht ausgenommen, unter das Gebiete der Erfindung gehören, so sind auch in allen Wissenschaften Genies möglich. Es ist wahr, man ist eben nicht gewohnt zu sagen, ein theologisches Genie, aber solte man einen unsterblichen **Baumgarten** nicht ein theologisches Genie nennen können? denn er war in der Theologie eben das, was Raphael in der Mahlerei war. Die Größe seines Geistes, der Umfang seines Verstandes, der an eine höhere Sphäre zu gränzen schien, Witz, Scharfsinnigkeit und Beurtheilungskraft zeigte sich in allen theologischen Wissenschaften bey ihm in einem erhabenen

Lichte. Allein es ist freilich schwer, einem solchen Genie auf seinem Gange nachzuwandeln; daher sind seichte Köpfe mit seinen Schriften so wenig zufrieden, weil er nicht gewohnt war, eine homiletische Schreibart zu gebrauchen, und sie nicht gewohnt sind, dasjenige hinzu zu denken, was die Trockenheit verschönert und zum Vortrage bequem macht.

§. 22.

Das Genie kan aus allen Arten des Erkentnißvermögens entstehen; denn man kan jede Art desselben als die gröste und herschende in einem Menschen ansehen. Daher kan das Genie eines Menschen in der merklichen Größe seines Witzes, seiner Scharfsinnigkeit, Einbildungskraft, Dichtungsvermögen, Verstand oder Vernunft bestehen. Das Gedächtniß aber scheint eine Ausnahme zu verdienen, ob es gleich ein vortrefliches und höchst nothwendiges Hülfsmittel zur Hauptfähigkeit seyn kan.

§. 23.

Man glaubt bisweilen, das Gedächtniß sey dem Genie und der Beurtheilungskraft nachtheilig. Daher rühmt sich mancher seines schlechten Gedächtnisses. So schnitte sich jener alte Weltweise Löcher in den Mantel, damit man ihn vor demüthig halten möchte, obgleich der Hochmuth durch dieselben herfürblickte. **Leibnitz** hatte ein so glückliches Gedächt-

dächtniß, daß er wohl noch in seinem Alter den Virgil hätte Wort vor Wort auswendig sagen können. **Hugo Grotius** behielt alles, was er gelesen hatte. Man erzählt, daß als er einst der Musterung einiger Regimenter beigewohnt, er fast die Namen aller Soldaten behalten hätte. Nun ist aber bekant, daß diese große Männer beide Genie hatten. Zwar scheint das Gedächtniß bei der Geschichte die Hauptsache zu seyn, weil sie unter die Gedächtnißwissenschaften gerechnet wird; und ein großer Geschichtschreiber muß doch ein Genie und ein historisches Genie seyn; allein bey diesem ist das Gedächtniß nicht die Hauptfähigkeit, sondern ebenfals ein bloßes Hülfsmittel. Wenn er pragmatisch schreibt, wenn er den Quellen der Begebenheiten und den kleinsten Umständen, die oft einen so großen Einfluß in die wichtigsten Begebenheiten haben, und die gemeinen Augen verborgen sind, nachspürt; so zeigt sich Witz und Scharfsinnigkeit, und nicht bloßes Gedächtniß. Ganz anders verhält es sich, wenn einer die Geschichte blos erlernt, ohne die Begebenheiten selbst mit einander zu vergleichen und darüber zu urtheilen; dazu wird kein Genie erfodert.

§. 24.

Man kan auch einem Genie von der **Aufmerksamkeit** keinen Namen geben: denn diese ist ein unentberliches Hülfsmittel bei allen Fähig-

keiten des Erkentnißvermögens, nebst ihrer beständigen Begleiterin der Abstraktion. Denn es ist möglich, daß ein Mensch bei der grösten Aufmerksamkeit, wenn er auch alle Kräfte anwendet, seine Fähigkeit nicht vergrößert; da es ein andrer bei geringerer Aufmerksamkeit sehr weit bringt. Aber darum darf man sie nicht von der Bildung des Genies ausschlüssen. Sie sammelt Bilder und Begriffe, welche das Genie auf eine neue Art verbindet oder trent, nachdem es erfoderlich ist.

§. 25.

Die vornehmste Eigenschaft des Genies ist die **Erfindung.** Denn alle Fähigkeiten des Erkentnißvermögens können das ihrige zur Erfindung beitragen, und sind als eben so viel Erfindungsmittel zu betrachten. *) Zwar ist nicht jede Erfindung ein Kenzeichen des Genies. Denn es geschehen manche Erfindungen von ohngefehr. Diese kan man dem Genie nicht zuschreiben, da sie die Seele nicht vorher überdacht hat, und sie bloße Kinder des Zufalls sind. Daher kan man den Bertholo **Schwarz** kein Genie nennen, weil er durch einen ohngefehren Zufall das Schießpulver erfunden hat.

§. 26.

Die Erfindung überhaupt, welche nicht durch den Zufall geschieht, ist wohl immer ein Merkmahl

des

*) Flögels Einleit. in die Erfindungskunst. Abschn. 4.

des Genies; aber man kan nicht gleich daraus die Größe des Genies erkennen. Wenn dieses geschehen solte, so müste man die Anzahl und Stärke der Begriffe wissen, die ein Erfinder vorher gehabt hat, oder eine eigne und wahre Geschichte seines Verstandes. Das Genie ist desto größer, je in einer größern Kunst es glücklich ist. Ein epischer Dichter hat in der Dichtkunst ein größer Genie, als ein Fabeldichter oder Anacreon; wenn man nämlich voraussetzt, daß sie beide ihr Werk zur Vollkommenheit bringen. Denn der erste hat ein ungleich größer Feld vor sich, und welches mit mehr Schwürigkeiten verbunden ist, als der letzte.

§. 27.

Je schwerer und verwickelter eine Erfindung in einem gewissen Zeitpunkte ist; ein desto besser Merkmahl eines großen Genies ist sie. Je weniger sie erfodert, desto kleiner erscheint das Genie. Daher zeigte sich **Archimedes** als ein großes Genie, da er das Verhältniß der Kugel zum Cylinder fand. Wenn es aber itzt jemand durch Hülfe der Algebra erfände, so würde es eben kein großes Genie verrathen.

§. 28.

Eine kleine Erfindung zeigt wenig Genie, ob sie gleich sonst dem menschlichen Geschlechte nützlicher seyn kan, als eine trockne Spekulation, welche Jahre von Arbeit in sich begreift; denn sie stamt nicht

von einer merklich großen Fähigkeit. Wenn ein Tanzmeister einen neuen Tanz erfindet, so ist er darum noch kein Genie. Wenn der Pantomime **Hylas** auf einem Cothurn den Schauplatz betrat, und noch dazu auf den Zehen ging, um die Größe des Agamemnons vorzustellen; so klatschten zwar die römischen Damen, und ruften: Hylas ist göttlich; aber **Pylades**, der Genie hatte, wuste wohl, daß er ihn nicht groß, sondern lang vorgestelt hatte. *)

§. 29.

Eine Erfindung, die auch wirklich etwas irriges enthält, kan doch ein Genie anzeigen. Gemeine Köpfe fehlen auf eine gemeine Weise, aber ein Genie fehlt auf seine Weise. Sein Fall gleicht einem Meteor, welches mit einem Donner in Nichts zergeht, und bei den Zuschauern noch Erstaunen und Verwunderung zurück läßt. Das Unregelmäßige und Ungeheure war ein Fehler des **Shakespears**. Seine Stücke sind unförmliche Glieder, aber Glieder eines Riesen; alsdenn zeigt er oft das gröste Feuer und den Enthusiasmus, welcher die Brust des Dichters aufschwelt. Man sieht immer seine Größe

Wenn

*) Cahusac Abhandlung von der alten und neuen Tanzkunst.

Wenn Wirbelwinde tobend das Gewölbe
Des Himmels, welches heult, mit Macht zerreissen;
Wenn in dem tiefsten Grund das Weltmeer ächzet,
Und stürmend seine Fluth gen Himmel hebet;
Sieht Shakespear in dem wilden Aufruhr,
Da unterhalb die Nationen zittern,
Von einer hohen Klipp erhaben um sich,
Und macht sich aus dem Aufruhr eine Lust.

Hier kan ich nicht umhin, eine anmuthige Betrachtung eines neuen englischen Schriftstellers über die erfinderische Einbildungskraft dieses Dichters anzuführen. Er schreibt also: Alhier schiften wir den Felsen bei Dover vorbei, der beim Shakespear so fürchterlich beschrieben wird, und bei dessen Lesung man den Schwindel bekommen muß, wenn man nicht nach **Addisons** Anmerkung, entweder einen sehr guten oder sehr schlimmen Kopf hat. Wer ihn aber wirklich siehet, und sich so außerordentliche Vorstellungen davon macht, der muß wenigstens einen poetischen, wo nicht einen shakespearischen Geist besitzen. Es ist gewiß, daß Berge, Flüsse, Helden und Götter einen großen Theil ihres Daseyns den Dichtern zu danken haben. Griechenland und Italien hatten einen Ueberfluß an den erstern, weil sie eine so ehrwürdige Anzahl der leztern hervorbrachten. Diese Dichter machten einen jeden kleinen Hügel, ein jedes Bächlein unsterblich, und ließen hingegen die edelsten Flüsse und

Berge in eben der Dunkelheit, worinn die östlichen und westlichen Dichter sich befinden, welche dergleichen besungen haben.*) Der spanische Arzt **Huart** war ein Genie. Er hat manche Irthümer begangen, und ist auf eigne Abwege gerathen, wenn er die unterschiednen Arten der menschlichen Fähigkeiten aus den Temperamenten herleitet; aber er irrt auf eine solche Weise, daß man selbst im Irthume seinen Witz und seine Scharfsinnigkeit bewundern muß; gleich einem muthigen Rosse, welches das meiste Feuer aus den Steinen schlägt, wenn es stolpert. **) Auch die Fehler großer Köpfe haben ihre Annehmlichkeit, und machen uns mehr Vergnügen als das Wahre und Regelmäßige seichter Köpfe. ***)

§. 30.

Man könte es sogar aus dem Sprachgebrauch beweisen, daß man die Erfindung immer als ein eigenthümliches Merkmahl des Genies angesehen hat. Man gab Personen, welche sich in solchen Künsten und Wissenschaften übten, in deren Werken das Genie einem jeden vor Augen liegt, daß man nicht erst müh-

*) Fieldings Reise nach Lissabon, S. 110.

**) Leßings Vorrede zu Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften.

***) In quibusdam virtutes non habent gratiam, in quibusdam vitia ipsa delectant. Quinctilian. Institut. L. II. c. 3.

mühsame und scharfsinnige Untersuchungen anstellen darf, wenn man es entdecken will, den Namen der Erfinder. Die Griechen nenten die Dichter ποιηται, Macher, Erfinder, Leute, die etwas Neues herfürbringen. Diese Benennung findet man sogar bei den alten Peruanern. Sie nenten ihre Dichter, welche die allgemeine Sprache in Cuzco so sehr verbesserten, **Haravec**, oder Erfinder. Die provenzalischen Dichter im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte hatten auf eine ähnliche Weise den Namen **Troubador** oder Erfinder. In der toscanischen Sprache heissen die erfindenden Genies **Capricciosi**; wegen der Aehnlichkeit mit den Ziegen. Die Ziege klettert gern auf Höhen herum, und scheint mit Lust die Abgründe zu überschauen; sie bleibt auf keinem gebahnten Wege, und sondert sich immer von der Heerde ab. *) Eben so verläßt ein Genie die gemeinen Ideen, sucht neue Aussichten, und bahnt sich neue Wege, wohin sich bis dahin Niemand gewagt oder daran gedacht hatte. Man hatte vieleicht bis auf den **Newton** die farbigen Strahlen des **Prisma** als ein Spielwerk der Kinder betrachtet; aber dieser große Geist gründete die scharfsinnige Farbentheorie darauf, die ihm allein den Rang eines Genies erworben hätte, wenn er auch sonst nicht groß gewesen wäre.

§. 31.

*) Huarts Prüfung der Köpfe, 5tes Hauptst.

§. 31.

Hier kan man die Frage untersuchen, ob derjenige allein den Namen eines Genies verdient, wie **Helvetius** meint, welcher eine **Epoche** macht, das ist, welcher eine Kunst oder Wissenschaft zu dem möglichsten Grade der Vollkommenheit bringt, die in einem gewissen Zeitpunkte möglich ist. *) Die Erfindungen kommen nicht alle auf einmal auf ihren höchsten Punkt. Sie haben ihre Vorspiele, ihren Anfang, und ihr Ende oder Vollkommenheit. **) Derjenige, welcher eine Erfindung zur Vollkommenheit bringt, macht eine Epoche, und erlangt nach der Meinung des Helvetius allein den Rang eines Genies. Allein dieses ist blos eine Art des Genies, welches man ein **vollendetes Genie** nennen könte; diejenigen, welche den Anfang der Erfindung gemacht, haben oft mehr Genie gezeigt, als diejenigen, welche sie zur Vollkommenheit gebracht haben. **Newton** war nicht allein ein Genie, weil er die Gesetze der Schwere und der anziehenden Kraft auf die himlischen Körper anwendete: **Kepler** war es nicht weniger. Vielleicht wäre Newton ohne Keplern niemals Newton gewesen.

*) De l'esprit. Disc. 4. Chap. 1.

**) Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 132ster Brief.

§. 32.

Manche Erfindungen brauchen sehr viele und mannichfaltige Beobachtungen, eine lange Reihe von Jahren, ehe sie zur Vollkommenheit gelangen. Wie lange war man über die eigentliche Gestalt der Erde uneinig, wie viel Irthümer, verwirte Begriffe und Klippen, woran Menschen gescheitert sind, denen die Hülfsmittel zu diesem Endzweck zu gelangen, entweder nicht bekant waren, oder denen die Art und Weise nicht bekant war, wie man sie anwenden muste. Die Menschen glaubten vermuthlich zuerst, wie es noch itzo die Meinnng der Unerfahrnen ist, die Erde wäre platt, wie ein Teller. Dieses behauptete Heraklitus zuerst. Die Chineser hielten sie so gar vor viereckigt, und die Bramamen in Hindustan glauben, sie sey dreieckigt und habe sieben Stockwerke. Man würde noch lange *bei diesen* Irthümern geblieben seyn, wenn man nicht weite Reisen unternommen und den Himmel beobachtet hätte. Und hier giengen die **Vorspiele** der Erfindung an. Bei dieser Gelegenheit fand man, daß sich die Höhe des Polarsternes bei einer merklichen Entferhung der Oerter änderte. Dazu kam noch die Beobachtung der Mondfinsternisse, und man kam überein, die Erde wäre kugelrund. Dabei blieb man so lange stehen, bis man den Unterschied in der Länge der Secundenpendule in verschiednen Breiten erkante. Dieses erregte Zweifel

wider

wider die kugelrunde Gestalt der Erde. Man maaß die Grade der Mittagslinie queer durch Frankreich, und glaubte gefunden zu haben, die Erde wäre gegen die Pole zu länglicht. Huygen und Newton behaupteten troz dieser Ausmessung, sie wäre gegen die Pole platt, welches sie aus der von dem Mittelpunkte sich entfernenden Kraft der in die Runde bewegten Körper herleiteten. Dieses war der **Anfang** der Erfindung, und zeigte Genie, obgleich die Sache noch nicht zur Vollkommenheit gediehen war. Endlich erfolgte die völlige Gewißheit, durch die berühmten Ausmessungen, welche **Ludewig XV.** unter dem Aequator in Amerika, und unter dem Polarzirkel in Lappland, durch die vortreflichsten Meßkünstler veranstaltet hat. Dieses machte also die **Epoche** der Erfindung. Man wird nicht leicht finden, daß alle drei Dinge von ein und eben demselben Genie sind geleistet worden. Die Vollender einer Erfindung hatten die Anfänger vor sich, und diese die Vorspiele. Es geschieht in der Natur nichts durch einen Sprung. **Sophokles** brachte das griechische Theater zur grösten Vollkommenheit, aber er hatte den **Aeschylus** vor sich. Aber **Homer** — war dieser nicht der Anfänger und Vollender des Heldengedichtes? Man glaubt es, aber wir sind nicht genugsam davon unterrichtet, wie Pope schon angemerkt hat. Wenn es wahr ist, daß **Linus**

die Züge und Thaten des ersten Bacchus beschrieben, so hatte er ihn vieleicht gelesen; vieleicht hatte **Orpheus** auch etwas geschrieben. Vieleicht hatte er die Kriege der Titanen vom **Musäus** vor sich gehabt, oder die Schlacht der Lapithen und Centauren gelesen, welche **Melesander** besungen. Sein Ausdruck ist so polirt, und seine Kunst so groß, daß man es wenigstens glauben darf, er habe Vorgänger vor sich gehabt; ob man es gleich nicht gewiß ausmachen kan.

§. 33.

Wenn man etwas erfindet, so muß man einen Stof der Erfindung, etwas Bekantes haben, woraus das Unbekante hergeleitet wird. Dieses Bekante hat man entweder auch erfunden, oder hat es erlernt. Die Erlernung einer Sache, wenn sie nicht zugleich mit der Erfindung verbunden ist; wenn nicht Witz, Scharfsinnigkeit und Beurtheilungskraft zugleich mitwirken, ist kein Werk des Genies, sondern sie erfordert blos Aufmerksamkeit und Gedächtniß. Daher kan man eigentlich nicht sagen, ein Mensch habe Genie zu Erlernung einer Sache. Selbst die Ausübung, wenn sie zum Genie gehören soll, ist ein Werk der Erfindung. Ein Mensch weiß die Regeln einen deutlichen Begrif zu erfinden; er wendet sie auf einen ihm oder andern zugleich unbekanten Begrif an, er entdeckt ihn und erfindet. Versteht man unter der Ausübung eine bloße Anwendung

wendung des Gedächtnisses, wie z. E. ein Arzt einerlei Recepte bei einerlei Krankheiten braucht, oder ein Mahler immer den Kopf mahlt, den er gelernt hat, so ist es eine sclavische Nachahmung, man besitzt blos Manier und kein Genie.

§. 34.

Eine jede Fähigkeit im Menschen erfodert gewisse Mittel, die sie in Bewegung setzen. Bisweilen bestimmen die obern Kräfte die Untern, bisweilen die Untern die Obern; oft lenkt der Verstand den Willen, und oft die Lust den Verstand; bald setzen äußerliche Umstände die Seele in Bewegung. Das Genie, welches zuerst eine bloße Fähigkeit ist, ehe es zur Fertigkeit wird, ist eine Feder, welche ihre Elasticität nicht zeigt, bis sie gespant wird. Oft reißt es ein kleiner, unmerklicher Umstand aus dem Schlummer; auf diesen schwachen Grund bauet es eine Menge Ideen, die es verbindet und trent, bis es zu der Stufe gelangt, die seine Bestimmung außer Zweifel setzet. Keyßler erzählt uns davon etliche besondre Beispiele. Der berühmte Mahler Aleßandro **Turchi**, oder **d'Orbetto** leitete erstlich als ein Knabe einen blinden Mann, und als er in Gegenwart des Felice Brusasorzi einige Figuren mit Kohlen an die Wand mahlte, nahm ihn dieser zu sich, und er gelangte bald zu seiner Bestimmung. **Du Val**, Professor auf der Ritterakademie in Lüneville, war bis ins zwei und

zwanzig-

zwanzigste Jahr seines Alters Kuhhirte, ehe er in das Jesuitercollegium zu Pont a Moußon kam. In seiner Kindheit sammelte er Schnecken und Raupen, um sie genau zu beobachten. Als er die Fabeln des Aesopus mit Kupfern sah, wendete er alles an, daß ihn die Bauerjungen lesen lernten. Da er einst einen Kalender mit der Figur des Thierkreißes erblickte, suchte er den ganzen Himmel durch diese Sternbilder zu finden. Um noch mehr zu lernen, begab er sich zu etlichen Einsiedlern bei Luneville, und diente ihnen als Kuhhirte. Dabei studirte er vor sich die Geographie und Heraldik aus dem Grunde, bis ihn der damalige Prinz von Lothringen im Jahr 1717. als einen Kuhhirten mit seinem Atlas unter einem Baume fand, und ihn nach Pont a Moußon schickte.

§. 35.

Wie eine jede Kraft beständig ist, ihre Thätigkeit zu erweisen, wenn sie nicht gehindert wird, so bricht auch das Genie herfür; ja es überwindet manchmal alle Hindernisse. **Ovidius** hatte eine unüberwindliche Neigung zur Dichtkunst. Umsonst stelte ihm sein Vater vor, daß es eine brodtlose Kunst wäre, Verse zu machen, umsonst stelte er ihm vor, daß der König der Dichter arm und elend gestorben wäre. Er wolte sich endlich zwingen, da er der beständigen bittern Vorwürfe überdrüßig war, und versuchte in ungebundener Rede zu schreiben;

ben; aber es gelung ihm schlecht, und es lieffen immer Verse mit unter. Er solte ein Advocat werden, damit er sich nach und nach den Weg zu Ehrenstellen bahnte; aber diese Ehre rührte ihn nicht.*) So gieng es den großen Mahlern in der alten Deutschen Schule. Von allen Vortheilen verlassen brach ihr Genie wie die Sonne durch alle Nebel herfür. Die römischen Mahler und Bildhauer hatten in dem Jahrhunderte **Leo** des X. vieles voraus; da sie die vortreflichsten Antiken studiren konten, aber der deutsche Künstler hatte gar keinen Vortheil, die Natur zu wählen. **Dürer** und **Holbein** musten blos der Natur nachahmen, und fanden nichts kunstreiches vor sich. Sie schufen sich ihre Kunst wie in der Einsamkeit; daher konten sie freilich nicht so erhaben und edel seyn, als ihre Zeitverwandten die römischen Mahler, da sie die gewählte Natur entberen musten. **) Jacob **Bernoulli**, der seine Bestimmung anfänglich nicht kante, legte sich zu-

erst

*) Ouid. Trist. I. 4. eleg. 9.

Saepe Pater dixit, studium quid inutile tentas?
Moeonides nullas ipse reliquit opes.
Motus eram dictis, totoque Helicone relicto
Scribere conabar verba soluta modis.
Sponte sua carmen numeros veniebat ad aptos,
Quidquid conabar dicere, versus erat. etc.

**) Wille Schreiben an Fueßli in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, im 2ten Stück des 3ten Bandes.

erst auf die Gottesgelehrsamkeit. Als er aber von ohngefehr einige mathematische Zeichnungen sah, wurde sein Genie bald erweckt. Er wurde zeitig ohne Lehrer, und fast ohne Bücher ein Meßkünstler. Es gieng ihm wie dem Ovidius; denn sein Vater wolte es ihm durchaus nicht erlauben, daß er sich auf die Mathematik legen solte; daher muste er nur versteckt mathematische Bücher lesen. *) Michael **Angelo** wurde von seinen Eltern keinesweges zur Mahlerei und Bildhauerkunst bestimt, weil sie es ihrem Adel vor nachtheilig hielten; aber er überwand alle Hindernisse.

§. 36.

Wenn das Genie einmal seinen Punkt gefunden hat, so geht es mit einer Geschwindigkeit fort, die uns in Erstaunen setzt; wenn nämlich seine Hülfsfähigkeiten schon gut ausgearbeitet sind. Es scheint Sprünge in der Natur zu machen. Wie ein Held, unterstützt von muthigen Legionen, Provinz nach Provinz überwältiget, den Plan ordnet, das Ganze übersieht, und täglich neue Lorbern sammelt, die seinen Glanz erheben, so ist das Genie. Als **Kupetzki** in Italien war, so gieng er nicht Stu-

*) Daher wählte er den Phaeton auf dem Sonnenwagen mit folgender Aufschrift zum Sinnbilde:

Inuito patre sidera verso.

Niceron.

senweise, nicht nach Ordnungen, sondern er stieg auf einmal zu dem ihm angewiesenen Grade der Vollkommenheit. Es kam bei ihm alles auf einmal zur Reise; das, was er hernach sammelte, waren nur Nachbildungen. Er betrat eine eigne Bahn auf dem Wege der Natur, und kam mit seinen eignen Schätzen beladen aus Italien zurück. Er eröfnete sich die Reichthümer der Natur selbst, und ward völlig davon Meister. *)

§. 37.

Doch erfodert dieses einige Einschränkung. Zu der Bearbeitung mancher Gegenstände gehört viel Erfarung und eine langwierige Kentniß der Welt. Die Genies also, welche sich in dieses Feld wagen, müssen oft eine lange Reihe von Jahren zubringen, ehe sie zu ihrer Vollkommenheit gelangen. Da es in der Natur eigentlich keinen Sprung giebt, so entsteht auch eigentlich kein Genie durch einen Sprung; weil es aber nicht nach den gewöhnlichen Regeln denket, und von der gemeinen Bahn ausweicht, so scheint es uns bloß Sprünge zu machen.

§. 38.

Diese Geschwindigkeit entsteht aus der Leichtigkeit, womit ein Genie arbeitet. Ein gemeiner Kopf findet allenthalben Schwürigkeiten, die ein Genie bald niederreißt, und sich Bahn macht.

Die

*) Fueßli im Leben Rugendas und Kupetzki.

Die Hindernisse dienen ihm bisweilen zur Triebfeder, desto schneller fortzueilen. Der berühmte Mahler **Halß**, der zu seiner Zeit Portraite am geschwindesten und geschicktesten mahlte, und welcher den **Van Dyck** niemals gesehen hatte, erkante ihn augenblicklich an der Geschwindigkeit und Leichtigkeit seines Pinsels, als er unter dem Charakter einer unbekanten Person sein Portrait mahlte, und sagte: entweder sind sie der Teufel oder Van Dyck. Als **Leibnitz** den Engländern die schwere und berühmte Aufgabe von den Traiectoriis aufgab, war die Auflösung derselben dem **Newton** fast ein Spielwerk. Er erhielt die Aufgabe des Abend um vier Uhr, da er sehr ermüdet aus der Münze nach Hause kam, und legte sich nicht eher schlafen, bis er sie zu Ende gebracht hatte.

§. 39.

Diese Leichtigkeit macht, daß das Genie unermüdet ist, wenn es seinen Punkt findet. Alle Bequemlichkeiten des Lebens verschwinden vor ihm, wenn es nur in seinem Felde arbeiten kan. Alle Umstände, glückliche und unglückliche bringen es nicht von seiner Bestimmung ab. **Antisthenes** verließ seine Schule, und reiste täglich vierzig Stadien den Sokrates zu hören. **Cleanthes** verdiente des Nachts mit Wasserziehen seinen Unterhalt, und hörte am Tage den Chrysippus. **Cato** von Utika laß sogar auf dem Rathhause. **Cäsar** stu-

dirte im Lager, und mitten unter dem Geräusch der Kriegsmusik. **Marcus Brutus** studirte noch beim Anfange der pharsalischen Schlacht im Polybius.

§. 40.

Daher entsteht in einem Menschen der **Enthusiasmus**, das Göttliche, die heilige Wuth, der Hauch des Apollo. Er wird von den Werken großer Meister außerordentlich gerührt, und er würde alles drum geben, wenn er ihnen in einigen Stücken gleich kommen könte. Die kalte Gleichgültigkeit ist niemals ein Zeichen des Genies gewesen. Von diesem Feuer, welches seine ganze Seele erhitzt, durchdrungen, verläßt es die gewöhnliche Laufbahn des Verstandes, und wandelt auf neuen, unbetretnen Wegen. So spähet der Adler neue Gegenden am Himmel aus, wohin sich nie ein niedrer Vogel wagt. Diese glühende Einbildungskraft erschaffet neue Welten, Welten voll Schönheit und Harmonie, wo ein kleiner Geist vieleicht nie eine Blume sprießen sah. Daher wird ein Genie gemeiniglich von heftigen und ungewöhnlichen Leidenschaften beseelt, und wendet außerordentliche Mittel an, neue und große Endzwecke herfür zu bringen.

§. 41.

So fähig das Genie ist, wenn es auf dem Wege wandelt, der seine Bestimmung ausmacht, so unthä-

unthätig und schläfrig ist es, wenn es seinen Punkt nicht findet. Es ist alsdenn sogar unfähiger, als gemeine Köpfe, die eben darum, weil sie zu allem fähig zu seyn scheinen, zu nichts taugen. **Locke,** der zur Weltweisheit gebohren war, hatte keinen Geschmack an derselben, so lange er noch zu Oxfurt die dunkeln und unnützen Untersuchungen der peripatetischen Philosophie hörte; aber er bekam bald einen Hang zu derselben, als er den Cartesius laß. Als Nikolaus **Malebranche** sich auf Anrathen des Paters le Cointe auf die Kirchengeschichte legte, und daher den Eusebius, Sokrates, Sozomenus und Theodoretus laß, merkte er bald, daß sich die gelesnen Begebenheiten in seinem Kopfe nicht verbinden wolten; sondern daß vielmehr eine die andre verdränge. Der Pater Simon rieth ihm die morgenländischen Sprachen an, aber auch dieses gerieth ihm schlecht; bis er des Cartesius Abhandlung vom Menschen laß, wodurch er endlich einsahe, daß er ein philosophisches Genie wäre.

§. 42.

Hier kan man die Frage untersuchen, ob es **allgemeine Genie im höchsten Grade** unter den Menschen giebt oder nicht; das ist, die zu allen Dingen, welche des Genies würdig sind, eine herschende Fähigkeit, oder eine Menge herschender Fähigkeiten zugleich haben. Eine Fähigkeit soll also nach unsern Grundsätzen ein Hülfsmittel und

ein Endzweck zugleich seyn. Im allgemeinen Verstande scheint die Sache möglich, und man entdeckt keinen Widerspruch. Vieleicht ist es möglich, daß es ein Mensch in allen Dingen, welche nicht über die Fähigkeiten der menschlichen Natur überhaupt erhaben sind, zu derjenigen Vollkommenheit bringen könte, welche man die höchste oder letzte nennen kan; aber nur nicht unter unsern Umständen. Wir müssen die Menschen nehmen, wie sie sind, und nicht Engel oder andre Kreaturen aus ihnen machen, die zu einer höhern Sphäre gehören. Ein solches allgemeines Genie setzte die glücklichste Lage aller Umstände voraus, die zur Ausbildung desselben etwas beitragen könten; die gröste Vollkommenheit aller Organe, eine gleich große Stärke aller Erkentnißkräfte, so wohl was ihren Umfang als die Deutlichkeit betrift, starke und wirksame Leidenschaften, das glücklichste Temperament, die Bekantschaft mit den besten Mustern, die regelmäßigste Uebung nach denselben, die vollkommenste Ausbesserung aller Sinnen, eine ununterbrochne Gegenwart des Geistes, die es niemals verließe, damit es so viel Plane im Ganzen, und in den besondersten Theilen übersieht, und in jedem Werke den gehörigen Punkt trift, und dasselbe, mit der Schule zu reden, zur Individuation bringt. Aber wo ist der glückliche Sterbliche, der mit allen diesen seltnen Vorzügen ausgeziert, eine Gottheit unter den Menschen seyn würde?

würde? wo finden wir den Menschen, dessen Organe alle gleich vollkommen sind, und der alle die andern glücklichen Umstände zugleich in dem vollkommensten Grade an sich hat? Wir müssen also verzweifeln, unter den Menschen ein solches allgemeines Genie zu finden. Das menschliche Leben ist so kurz, und die Wissenschaften und Künste so weitläufig, daß man es in vielen, geschweige in allen zugleich zu einer großen Vollkommenheit bringen solte. **Boyle** versichert von einem gewissen Metalle, daß ein Mensch in Untersuchung desselben sein ganzes Leben zubringen könte, und doch nicht alle Eigenschaften desselben entdecken würde. Die Erfarung lehrt uns sogar, daß Menschen, denen man Genie zuschreibt, nicht in allen Theilen ihrer Kunst oder Wissenschaft gleich groß sind. **Klopstock** ist im Tode Adams nicht so glücklich, als im Messias. **Uz** hat keine so große Stärke im Lehrgedichte, als in der Ode; **Gellert** ist nicht so vorzüglich in der Ode, als in der Fabel und Erzählung. **Geßner** ist nicht so vortreflich im Tode Abels, als in den Idyllen. **Raphael** war im Colorit nicht so stark, als in der Zeichnung; und **Rubens** in der Zeichnung nicht so glücklich, als im Colorit. So unterschieden theilt die Natur ihre Gaben aus, welche weder Erziehung noch Himmelsstrich entwickeln, wenn sie nicht die Anlage dazu gegründet hat.

§. 43.

Es ist noch streitig, ob das **System** beim Genie statt finden könne oder nicht; ob ein Genie schlechterdings ohne System denken muß, wenn es groß seyn, und die gemeinen Schranken überschreiten soll; oder ob es nach einem System sein Werk bearbeiten könne. Jene Meinung ist von vielen behauptet worden, die eben keine schlechte Kentniß vom Genie hatten. Das System hat etwas kaltes, träges, langsames und gezwungenes an sich, es scheint dem Geiste Fesseln anzulegen; das Genie aber ist ein Feuer, welches ohne Ordnung wütet, kein stiller Quell, sondern ein reissender Strom; ein unregelmäßiger Enthusiasmus beseelt es. Diese Eigenschaften scheinen mit einander zu streiten. Man sagt, bei keiner polirten Nation ist ein außerordentliches Werk mehr erschienen, so bald man die Kritik studirt, und die Regeln der Schreibart festgesetzt hat. Dieses hat man in Griechenland, Rom und Frankreich gesehen, nachdem **Aristoteles**, **Horaz** und **Boileau** ihre Dichtkunst geschrieben haben.*) **Quintilian** erfodert von einem jungen Künstler als ein Kenzeichen des Genies mehr uncorrekte Erfindsamkeit, als phlegmatische Richtigkeit. **Trublet** sagt, wenn ein Werk ohne Fehler möglich wäre, so müste es einen mittelmäßigen Menschen

*) Essay on the Writings and Genius of Pope.

Menschen zum Verfasser haben. **Du Bos** erzählt eine Geschichte, die es zu bestätigen scheint. **Domenicchino** und **Guido Reni** waren beide Schüler des **Annibal Carraccio.** Guido mahlte den heiligen Andreas, wie er vor dem Kreuze kniete, und Domenicchino mahlte eben denselben, wie er gegeisselt wurde; der erste mit Richtigkeit, der andre mit uncorrekter Erfindsamkeit. Von diesen Gemählden fällte Carraccio folgendes Urtheil: Guido hat als ein Meister gemahlt, und Domenicchino als ein Schüler; aber der Schüler ist mehr werth, als der Meister. Alle diese Männer, die doch Kenner des Genies waren, sind wider das System. Man kan es zugeben, daß ein Genie in seiner Bahn gehindert wird, wenn es bei jedem Schritte furchtsam auf das System zurück sieht; daß es in einen engen Gesichtskreiß eingeschränkt wird, und sich vieleicht schwerlich über die gemeine Denkungsart erheben, und etwas besonders leisten wird. Allein das Regelmäßige ist nicht immer ein Zeichen des Mangels der Künheit und eines kleinen Geistes; denn es giebt Genie, die nothwendig regelmäßig denken müssen, wenn sie nicht in offenbare Widersprüche verfallen wollen. Es ist gewiß eine Hauptursache, warum die Deutschen fast alle ihre Nachbarn in der Weltweisheit übertreffen, daß sie in derselben nicht nach einer wilden Phantasie, sondern nach Regeln denken.

§. 44.

In den schönen Künsten und Wissenschaften ist die scheinbare Unordnung öfters eine Schönheit, z. E. in der Ode. Wie lächerlich würde es seyn, eine Hymne nach einer logikalischen Richtigkeit, oder nach einer Topik zu verfertigen. Die Empfindungen haben wohl auch ihr System und ihre Ordnung; aber sie ist nur nicht die Ordnung der Vernunft; und wir sind oft zu voreilig, daß wir glauben, alles sey unordentlich, was mit derselben nicht übereinstimt. Denn die Unordnung in der Ode ist ein bloßer Schein der Unordnung. Sie ist den Sprüngen in der Algebra gleich; gleich einer Kette, deren meiste Glieder unsichtbar sind.

§. 45.

Die kalten und correkten Genies, die **Baco** schon zu unterscheiden wuste, sind zwar gemeiner als die feurigen und erfinderischen; doch kan ein Genie mit der stärksten Phantasie auch die Regelmäßigkeit verbinden, und alsdenn hat es immer eine Vollkommenheit mehr. Das Unregelmäßige ist niemals eine Schönheit; denn es entsteht blos daraus, daß man sich die Hitze der Einbildungskraft überraschen läßt; aber die Gegenwart des Geistes, die einem Genie unentberlich ist, hält die Phantasie im Schranken, und befördert das Regelmäßige. Würde Shakespear nicht noch vortreflicher seyn, wenn er seinen Schauspielen mehr regelmäßiges und schickliches

liches gegeben hätte? Es ist wahr, die Regelmässigkeit ist bey dem Feuer der Einbildungskraft schwer zu erreichen, und sie scheint ein schönes Stück matt zu machen; aber sie bleibt doch immer ein Vorzug, wenn sie damit verbunden wird.

§. 46.

Wenn das Regelmäßige ohne Schaden der Schönheit nicht kan erhalten werden, so ist es allemal besser, man opfert es der Schönheit auf. Ein Drama, in welchem alle drei Einheiten auf das genaueste beobachtet sind, das aber dabei den Zuschauer kalt läßt, ist allemal schlechter, als das unregelmäßigste Stück, welches die gehörigen Leidenschaften in dem Zuschauer erregt.

§. 47.

Die Regeln des Systems sind bis itzo alle mangelhaft, und werden es auch bleiben, welches vieleicht gar nothwendig ist. Denn sie gehen zum Theil blos auf den Plan, das Allgemeine und Symbolische. Redet man von der Erlernung einer Sache, so ist es immer besser, man erlernt sie nach einem System; denn die Mühe wird durch die Lehrart erleichtert, als wenn man blos nach verwirten, unbestimten, einzeln und außer ihrer Ordnung stehenden Regeln denken lernet. Ist aber von der Ausübung die Rede, so ist das System nicht hinlänglich. Man kan nach demselben einen vollkomnen Plan ordnen, und die Stellung der Ideen unterneh-

ternehmen; aber was die Ausführung anbetrift, so muß das Genie durch seine eigne Stärke und Erfindsamkeit dasjenige ersetzen, was in den allgemeinen Regeln des Systems nicht bestimt werden konte. Es soll seinen Gegenstand so viel als möglich, zur Individuation bringen, wenn er ihm Ehre verschaffen, und nicht unter den gemeinen Haufen gehören soll. Dieses kan das System nun unmöglich lehren. Also ist das System außer Schuld, und die üble Anwendung desselben ist blos Ursache, daß es das Genie hindert.

§. 48.

Man muß nicht glauben, daß bei dem Genie allemal mit der Größe des Geistes zugleich edle Begierden verbunden sind. **Seneka** wuste es schon, daß große Köpfe gemeiniglich große Schwachheiten zu haben pflegten; ja er nahm es sogar vor gewiß an. *)

§. 49.

Das Genie hat oft das Ansehen der Dummheit, wenn es außer seiner Sphäre ist. Wenn es von der Meditation überrascht wird, so verschwinden alle Gegenstände, die um dasselbe herum sind. Es ist zerstreut, es verwirt Dinge mit einander, und spielt eine lächerliche Rolle. Ein tiefdenkender

*) Seneca de Tranquill. Nullum ingenium magnum est sine mixtura dementiae.

der Mensch hat wohl eher den Finger einer Dame vor einen Tobacksstopfer gehalten.

§. 50.

Es pflegt das Genie oft in den Fehler der Undeutlichkeit zu fallen, indem es nicht nach der gemeinen Art denkt. Es verbindet Säze, zwischen denen große Lücken sind, und eine lange Reihe von Ideen fehlet, die ein gemeiner Verstand nicht nachholen kan, und wo er keine Verbindung entdeckt. Es leitet die entferntesten Folgen aus Grundsäzen, wo man erst das dazudenken muß, was fehlt. **Leibnitz** behauptet manche Säze, die in dieser Absicht dem ersten Anscheine nach wunderlich lauten, welche aber doch durch die schärfste Demonstration endlich als richtig erscheinen.

§. 51.

Große Genies haben große Leidenschaften; sie haben also eine nähere Anlage zu Ausschweifungen, als phlegmatische Köpfe. Manche große Mahler in der niederländischen Schule führten ein lüderliches und niederträchtiges Leben. **Leibnitz** war sehr zum Zorne geneigt, und seine ersten Bewegungen waren allemal sehr lebhaft und heftig. Daher verstoßen sie oft wieder die guten Sitten. **Angelo** hat in seinem Gemählde vom jüngsten Gerichte so schändliche Stellungen nackter Personen, daß Casena ein

Ceremo-

Ceremonienmeister am påbstlichen Hofe urtheilte: Es schicke sich besser in ein Hurenhaus, als in eine Kapelle; daher man anfånglich viele Figuren mit Tůchern verhången muste, bis sie endlich der Rauch von Lichtern unkentlich gemacht hat.

§. 52.

Weil die Genies von der Gröſze und Wůrde ihres Gegenstandes allein eingenommen sind, so verkennen sie die andern Vorzůge, mit denen sie nicht bekant sind. **Wolf**, dieser groſze Geist, der die schönen Kůnste und Wissenschaften wenig kante, wie oft machte er sich in seinen Vorlesungen ůber die Sprachgelehrten und Schöndenker, wie er sich ausdruckte, lustig. Er wolte uns ůberreden, die Meſziade von Klopstock wåre aus dem Vida geschrieben. **Ludolf Kůster**, der ein blos philologisches Genie hatte, sahe in einem Buchladen ein philosophisches Buch liegen, welches man ihm růhmte. Er schůttelte den Kopf, warf es veråchtlich auf die Seite und sagte: Das Buch handelt nur von Schlůssen; das ist nicht der Weg zur Unsterblichkeit. *)

§. 53.

Daher verkennen und verachten sie bisweilen die åuſzern Vorzůge der Lebensart und des Wohlstandes,

*) Non sic itur ad astra.

standes, indem sie von den innern Vollkommenheiten zu sehr eingenommen sind. Und was könte man noch vor eine Reihe von Fehlern, Unvollkommenheiten und Irthümern anführen, wodurch die grösten Geister, die über die Gränzen der menschlichen Natur hinaus zu denken scheinen, augenscheinlich bewiesen haben, daß der Mensch bei allen aufgeklärten Vorzügen des Verstandes, ein Mensch und immer ein schwacher Mensch bleibe.

Dritter Abschnit.

Vom Klima.

§. 54.

Die Lehre vom Klima und dessen Einfluß in die unterschiednen Charaktere der Menschen, ist einigen neuern, besonders französischen Weltweisen, als ein so wichtiger Gegenstand vorgekommen, daß sie die grösten Begebenheiten in der menschlichen Seele, und die wichtigsten Veränderungen in den Staaten daraus hergeleitet haben. Man hat sogar der Religion ihren Ort nach dem Klima zu bestimmen gesucht, und ihre Gränzen ausgemessen, in den sie sich entweder aufrecht erhalten könne, oder

woraus sie fortwandern müsse. **Montesquieu** und **Du Bos**, zwei glänzende Nahmen in dem Gebiete der Weltweisheit und der schönen Wissenschaften, haben sich für das Klima erklärt. Es ist bekant, daß der erste das Klima für eine Hauptquelle der innern Beschaffenheit eines Staatskörpers und seiner mannichfaltigen Epochen ausgiebt, und sogar den Unterschied der Religionen aus demselben zu bestimmen sucht. Und Du Bos behauptet, daß gewisse Ausdünstungen die Mutter des Verstandes oder der Dummheit sind; ja, daß gewisse Winde, nach ihrer unterschiednen Beschaffenheit, entweder goldne oder barbarische Jahrhunderte herbeiwehn, welche nur mit diesen Winden zugleich wieder kommen könten.

§. 55.

Es ist gewiß, daß diese großen Geister ihre Anhänger und Vertheidiger, aber auch Richter und Spötter gefunden haben. Wenn man unpartheiisch urtheilen will, so muß man die goldne Mittelstraße nicht verlassen. Sie haben manche übertriebene und falsche Sätze vorgetragen, weil sie von ihrer Meinung zu sehr eingenommen waren; aber sie haben auch manche Wirkungen in der Natur der Dinge aus diesem Gesichtspunkt glücklich erklärt, und einige Schwürigkeiten entwickelt, um die man sich entweder vor ihnen nicht Mühe gab, oder welche unauflößlich schienen, weil man ihre Triebfeder

nicht finden konte. **Helvetius**, welcher sich in der Geschichte des menschlichen Verstandes keinen geringen Nahmen erworben hat, ist auf einer ganz andern Bahn gegangen, und verwirft den Einfluß des Klima in den menschlichen Charakter ausdrücklich. Er hatte sich es vorgenommen, die Natur aus einem einzigen Gesichtspunkte zu betrachten, und die physikalischen Ursachen aus seinem System zu verbannen; weil er glaubte, daß sich alle Begebenheiten der menschlichen Seele hinlänglich aus moralischen Ursachen erklären ließen. Und es ist zu verwundern, daß ein Arzt, der zugleich ein Weltweiser ist, diesen Weg wählen konte. Mir komt es vor, daß diejenigen, welche die Begebenheiten der Natur aus einem einzigen Gesetze herleiten wollen, dieselbe unter die Sklaverei des Systems zwingen, und ihr Fesseln anlegen, denen sie sich mit Unwillen entreißt.

§. 56.

Bei den alten Schriftstellern finden wir hier und da einige Spuren, aus denen man schlüssen kan, daß sie die Wirkungen des Klima in die Charaktere der Menschen, und in die Erfindung und Ausübung gewisser Künste und Wissenschaften nicht geleugnet, sondern vielmehr behauptet haben. **Polybius** sagt, das Klima bildet die Sitten der Völker, ihre Gestalt und Farbe. *) Sie reden von

*) Libr. IV.

gewissen Strichen, die das Vaterland der Dummköpfe gewesen, und von andern, wo feine Geister herfürkommen, und schreiben es der Beschaffenheit der Luft zu. Es sind aber blos wenige und schwache Strahlen, die aus einem Nebel herfürschießen, den sie wegen ihrer mangelhaften Naturkunde und eingeschränkten, auch fabelhaften Nachrichten von Völkern unter fremden Himmelsstrichen, nicht vertreiben konten.

§. 57.

Ehe man den Einfluß des Klima in den menschlichen Verstand einsehen und bestimmen kan, so muß man vorhero einige Warheiten von dem Unterschiede desselben, und dessen unleugbaren Einflusse in andre Dinge, die mit dem Menschen entweder mittelbar oder unmittelbar verwandt sind, bemerken. Ueberhaupt muß man in diesem Falle mehr richtigen Erfarungen, als weit gesuchten Spekulationen folgen, weil man bei den leztern die Warheit öfters verkent, da man aus Partheilichkeit seine vorgefaßte Meinung schon für gewiß annimt, ehe man sie bewiesen hat. Die mathematische Eintheilung, da man die Erde in vier und zwanzig unterschiedne Himmelsstriche abtheilt, welche durch die Parallelzirkel der Mittagslinie gemacht werden, ist hier ganz unfruchtbar, und kan nicht in Betrachtung gezogen werden. Die bloße Breite macht nach unsrer Absicht das Klima nicht aus, und man

würde

würde sich sehr irren, wenn man den menschlichen Verstand nach der Polhöhe ausmessen wolte.

§. 58.

Die Entfernung eines Landes vom Pol ist nicht einmal hinlänglich, die Wärme und Kälte eines Landes zu bestimmen. **Europa** ist, in Ansehung seiner geringen Entfernung vom Nordpol, das wärmste Land in der Welt. **Asien** ist im gleichen Abstande vom Pol schon viel kälter. **Amerika** ist im nordlichen Theile sehr kalt, und im südlichen noch viel kälter. Unter einerlei Breite sind in Afrika Schwarze, in Amerika gar keine, und in Asien von sehr geringer Schwärze gegen die afrikanischen Negers. *) Ich will noch einige Bemerkungen von Reisebeschreibern anführen, welche diese Erscheinungen mit philosophischen Augen betrachtet haben, und dieselbe in ein noch helleres Licht setzen.

§. 59.

Lima lag unter dem zwölften Grad südlicher Breite. Hier solte man ein hitziges Klima vermuthen, aber nichts weniger, es herscht daselbst eine furchtbare Kälte. Diese entsteht theils durch die Winde, die aus den sehr kalten Gegenden des Südpols wehn; welche an erstaunlicher Kälte die Gegenden um den Nordpol weit übertreffen; theils

*) Herr von Hallers Vorrede zu Ellis Reise nach Hudsons Meerbusen.

weil die Erde den ganzen Winter hindurch mit so dicken Nebeln bedeckt ist, daß die Sonnenstrahlen nicht durchdringen können. *) Zwar kan der längere Aufenthalt der Sonne nordwerts der Linie, auch etwas dazu beitragen, daß die südliche Helfte der Erdkugel kälter ist, als die nordliche. **Micheli Du Cret** berechnet den Werth der acht Tage, in denen wir die Sonne länger geniessen, als die südlichen Gegenden, dahin, daß die gemässigte Zone bei uns durch den 36. Grad 8. Minuten, nach Süden aber durch den 43. Grad 52. Minuten geht. **) Allein die Bestimmung gegen Süden ist wohl nicht der Warheit gemäß, wenn man die Beobachtungen der Reisebeschreiber zu Rathe zieht.

§. 60.

Quito liegt beinahe unter der Linie. Hier solte man ebenfals einen heissen Himmelsstrich suchen, dem ungeachtet herscht ein beständiger Frühling daselbst. Die Felder sind das ganze Jahr mit Blumen bedeckt, und die Witterung ist beständig gemäßigt. Dazu trägt die hohe Lage des Landes das meiste bei. Denn die Einwohner von Quito sind die höchsten Völker, welche den Erdboden bewohnen, welches ihnen vor der Ankunft der französischen Meßkünstler gänzlich unbekant war. Sie

*) Ulloa Reise nach Peru.
**) Göttingische gelehrte Zeitungen 1760. 6. Stck.

Sie wohnen 14. bis 1500. Klaftern über der Horizontallinie des Meeres, und schöpfen eine um ein Drittheil dünnere Luft, als andre Menschen. Daher sind die Winde nicht so dick, die Gefrierung natürlicher, und die Wärme schwächer. Die Nachbarschaft der **Cordilleras**, die beständig mit Eiß und Schnee bedeckt sind, trägt auch zu diesem gemäßigten Klima vieles bei. *) So wunderbar ist die Weisheit des Urhebers der Natur. Er baut ein Paradieß, wo man natürlicher Weise eine Wüste vermuthen solte.

§. 61.

Malaca liegt nur zwei Grade von der Linie, und doch werden daselbst nicht einmal die europäischen Früchte und Weine reif. Denn die Sonne zieht zu der Zeit, wenn sie am höchsten steht, so viel Ausdünstungen auf, daß diese Jahrszeit der Winter des Landes wird, welche sonst der Sommer seyn solte. Die stürmischen Winde, und der beständige Regen verbergen die Sonne, und widersetzen sich der Reifung aller Früchte, die sich für den Landesstrich nicht schicken. **)

§. 62.

London hat wärmere Witterung, als die Hudsonsbay, ob sie gleich unter einerlei Breite lie-

*) Bouger Reise nach Peru.

**) Alexander Rhodes Reise nach Cochinchina, Th. 10. der allgemeinen Reisen.

gen. In **Petersburg**, welches eine sehr nordliche Breite hat, ist die Wärme oft stärker, als man sie zwischen den Wendekreißen bemerkt hat. Denn die Gegenden, welche nahe an den Wendekreißen liegen, besonders, die nur drei oder vier Grade davon entfernt sind, sind heisser, als unter der Linie. Der Tag unter der Linie ist niemals über zwölf Stunden lang. Unter den Wendekreissen hat der längste Tag beinahe dreizehn und eine halbe Stunde. Zu Anfange des Mays steht die Sonne nur zween bis drei Grade vom Scheitelpunkt der Länder, welche drei Grade weit vom Wendekreiße liegen. Hat sie nun denselben überschritten, so entfernt sie sich nicht weiter denn zwei bis drei Grade davon, komt alsdenn zurück, und abermal in den Punkt. Daher bleibt die Sonne den Einwohnern solcher Länder vom Anfang des Mays, bis zu Ende des Heumonaths fast gerade über dem Kopfe. Erreicht sie aber im Herbstmonathe oder März die Linie, so geht sie ohne Verzug weiter, und entweder gegen Norden oder Süden fort, also, daß die Zeit, in welcher sie von dem dritten Grad Süder Breite, bis auf den dritten Grad Norder Breite, oder umgekehrt, rückt, keine zwanzig Tage beträgt. Daher kan die Hitze unter der Linie unmöglich so groß seyn, als nahe unter den Wendekreißen, wo sie nicht nur lange Zeit alle Tage fast am Scheitelspunkt steht, sondern auch alle Ta-

ge

ge länger über dem Gesichtskreiße bleibt, und kürzere Nächte macht, als unter der Linie. *)

§. 63.

Aus diesen Beobachtungen kan man leicht einsehen, daß man sich bei dem Klima nicht auf bloße Spekulationen und Begriffe, die in der Studirstube durch Hülfe der Meditation entsprießen, sondern allein auf richtige Erfarungen verlassen müsse, welche die Sache oft aus einem ganz neuen und unvermutheten Gesichtspunkte entscheiden.

§. 64.

Es gehört also zu dem Klima nicht die bloße Breite allein; denn wie wenig diese entscheiden kan, ist bereits gezeigt worden, ob man sie zwar auch nicht gänzlich übergehen, und manche nützliche Einsichten daraus schöpfen kan, sondern auch die Natur des Erdreichs, des Wassers, der Winde, die Schwere und Leichtigkeit, Wärme und Kälte der Luft, und die Nahrungsmittel, welche die Natur in einem gewissen Striche herfürbringt, und deren sich die Menschen bedienen. Alles dieses zu untersuchen, wäre in der That eine unendliche und undankbare Mühe. Man kan hier nur Anwendungen überhaupt und aufs Ganze machen, ohne die kleinen, unmerklichen Umstände zu entwickeln, die in das Ganze zwar auch einen Einfluß haben müs-

 sen,

*) Ansons Reise um die Welt.

sen, sich aber wegen ihrer Feinheit den neugierigen Blicken des Weltweisen entziehen. Daher kan man die Anmerkungen über das Klima nicht auf jeden einzeln Gegenstand anwenden, sondern es ist nur die Rede von dem, was hauptsächlich und in den meisten Fällen zu geschehen pflegt. Denn wie es allenthalben Ausnahmen giebt, so ist es auch mit dem Klima beschaffen. Eine jede Kraft wirkt nur, in so fern sie nicht gehindert wird, entweder von dem Gegenstande selbst, in den sie wirkt, oder auch von andern äußerlichen Umständen.

§. 65.

Die augenscheinlichsten Wirkungen des Klima findet man an den Pflanzen und thierischen Körpern. Die Kälte und Wärme, die Leichtigkeit und Schwere der Luft bringen hier große Veränderungen herfür. Wenn man Pflanzen aus einem Klima in das andre versetzt, so behalten sie selten einerlei Beschaffenheit; und eben dieses geschieht auch mit den thierischen Körpern. Sie werden entweder verbessert oder verschlimmert, oder arten auch gänzlich aus, indem sie die Natur der Pflanzen oder Thiere in dem Klima annehmen, in welches sie versetzt worden sind. Eine jede Pflanze erfordert ihr eignes von der Natur angemeßnes Klima. Einige kommen besser in südlichen, andre besser in nordlichen Theilen fort; daher werden die erstern kleiner und unansehnlicher, wenn sie in eine

nord-

nordliche Gegend versetzt werden, und die leztern ebenfals, wenn sie in südlichen Theilen gepflanzt werden. Andre lieben einen gemäßigten Himmelsstrich, und werden in den weiter gegen Norden oder Süden gelegenen Theilen unansehnlicher. Der Sassafras, welcher in Pensylvanien unter dem vierzigsten Grade der Breite, ein hoher und dicker Baum ist, wird bei dem Fort Oßwego, oder zwischen dem drei und vierzigsten Grade so klein, daß er kaum zween bis drei Schuh hoch wächst. *) Der Capwein, welcher vom Rheinweine so unterschieden ist, hat seinen Ursprung von Rhein- und Burgunderreben.

§. 66.

Eben so augenscheinlich ist die Wirkung des Klima an thierischen Körpern, sowohl der unvernünftigen Thiere als der Menschen. Die andalusischen Schaafe, welche die vortrefliche, feine Wolle haben, die so sehr gesucht wird, stammen ursprünglich aus Engelland her, wo die Schafe doch nirgends so feine Wolle geben. Die Pferde, welche man aus Spanien nach Amerika brachte, weil man daselbst keine hatte, als es entdeckt wurde, sind in einigen Gegenden, nach etlichen Zeugungen schwächer und unansehnlicher worden, als die spanischen; aber in Chili im Gegentheil so vortreflich, daß sie

*) Kalms Reise nach Nordamerika.

die besten Paßgänger in der Welt abgeben. Die Rinder, Pferde, Schaafe und Schweine, die man aus Engelland nach Pensylvanien gebracht hat, haben in der vierten Zucht schon die Größe der englischen verlohren, und werden dem Vieh, so daselbst gewöhnlich ist, an Größe gleich. *)

§. 67.

Diese Wirkungen des Klima findet man ebenfals an den Körpern der Menschen auf eine unleugbare Art. Die Mohren werden in Europa nach einigen Zeugungen weiß, ob sie sich gleich mit Personen von ihrer Nation verheirathen. Eben dieses begegnet den Europäern in erntferntern Himmelsgegenden. Die Colonien der weissen Portugiesen auf der Westküste von Afrika, sind endlich wie die Mohren schwarz worden, ob sie sich gleich noch aus Hochmuth Weisse nennen; sie haben krause Haare, eingebogene Nasen und dicke Oberlippen bekommen, ob sie sich gleich immer mit Personen von ihrer Völkerschaft verheirathet haben. Die rauhen und kriegerischen **Celten** wurden unter dem asiatischen Himmelsstriche ganz verdorben, und ihr harter Körper nahm die morgenländische Weichlichkeit an. Die muthigen **Longobarden**, **Gothen** und **Normänner** nahmen bald die weichliche Natur der Gallier, Italiener und Spanier

an.

*) Kalm ebendaselbst.

an. Die holländischen Colonien in Batavia sind gänzlich von der Natur der übrigen Holländer ausgeartet; sie sind nicht mehr das arbeitsame Volk ihrer Vorfaren, sondern sie sind völlig in die asiatische Weichlichkeit, und in den stolzen Pomp versunken, der den Einwohnern dieser Gegenden seit jeher angehangen hat. Eine kurze Entfernung, die mit einigen besondern Umständen verbunden ist, bildet oft Menschen von merklich unterschiedner Leibesgestalt. Die Indianer, gleich unter den Cordilleras gegen die Südsee, sind beinahe so weiß als die Europäer; denn sie sind der heftigen und brennenden Sonnenhitze nicht so blos gestelt. Es ist bei ihnen eine beständige Windstille, so daß man niemals die geringste Bewegung der Luft spürt. Denn die hohen Gebürge schützen sie vor dem anhaltenden heftigen Ostwinde, der fast eine Meile hoch über ihren Kopf streicht. Wendet man sich aber von den Cordilleras gegen die Küste, so empfindet man schon den Wind, und die Indianer sind kupferfärbig, und haben weder Bart, noch sonst einiges Haar am Leibe, außer auf dem Kopfe. *)

§. 68.

Die Naturforscher und Aerzte müssen die Wirkungen des Klima, und der jedesmaligen Witterung in den menschlichen Körper eingestehn. In England

*) Bouger Reise nach Peru.

England geschieht der meiste Selbstmord zu Anfang und Ende des Winters, wo der schädliche Nordostwind bläst. Denn zu der Zeit regieren die bösartigen Fieber und Flüsse mehr und länger, weil dieser Wind die faulen Ausdünstungen aus den Morästen von Nordfolk, Suffolk und Essex mit sich bringt. *) In Rom werden die meisten Uebelthaten in den zween Monathen der grösten Hitze ausgeübt, welches man dem allzusehr erhitzten Geblüte zuschreibt; doch mag das Recht der Freistädte in den Kirchen auch nicht wenig dazu beitragen. Man hat auch sogar bemerkt, daß die Menschen in einem Lande mit den Thieren unter diesem Klima einige Aehnlichkeit haben. **Muralt** sagt von den Engländern, daß sie ihren Doggen nicht unähnlich sind. Beide sind stille, hartnäckig, können nicht viel Beschwerlichkeiten ausstehen; sie sind nicht zänkisch, aber unerschrocken auf den Kampf erpicht. Doch finden andre diesen Unterschied, daß die Doggen außer England viel schlimmer, die Menschen aber viel biegsamer werden. **)

§. 69.

Aus diesen Beobachtungen erhellet, daß die unterschiedne Beschaffenheit des Himmelsstriches in Pflanzen und thierischen Körpern, folglich auch mensch=

*) Keyßlers Reisen.

**) Muralt lettres sur les Anglois, Lettr. 3.

menschlichen, sehr wichtige Veränderungen hervorbringen kan. Nun trägt die Lage des menschlichen Körpers zu der Lebhaftigkeit, Trägheit, Stärke und Schwäche des menschlichen Geistes vieles bei; ich will nicht behaupten, daß der ganze Grund aller menschlichen Vorstellungen seine Veränderungen allein daher nehme. Also muß das Klima einen merklichen Einfluß, wo nicht unmittelbar, doch mittelbar in den menschlichen Geist haben. Der Charakter der Menschen unter verschiednen Himmelsstrichen, muß also nicht ein und eben derselbe seyn, wenn man andre Umstände beiseite sezt, welche die Wirkungen des Klima hindern können. Je verschiedner die Himmelsstriche sind, desto verschiedner müssen sich die menschlichen Charaktere zeigen. Je einförmiger zwei Himmelsstriche sind, desto näher muß sich die Denkungsart zweier Nationen kommen. Man darf hier den Einwurf von einerlei Polhöhe, wo man verschiedene Charaktere der Völkerschaften entdeckt, nicht anbringen; weil die Polhöhe das Klima noch lange nicht erschöpft, und dieser Einwurf bereits vorher widerlegt worden. Wenn **Helvetius** den Menschen von den Thieren unterscheidet, so sagt er, der Mensch ist ein Thier, welches unter allen Himmelsstrichen lebt. Allein dieses hebt den Saz noch nicht auf, welchen ich erst behauptet habe. Es ist wahr, ein Affe und ein Elephante können nicht in den Eisgebürgen von

Lappland

Lappland leben, und der Mensch kan allenthalben auf dem Erdboden leben. Aber lebt er allenthalben gleich gut, wenn er einmal ein Klima gewohnt ist? Der Hottentote würde so elend am Polarzirkel leben, als der Lappe am Vorgebürge der guten Hofnung.

§. 70.

Ein jedes Land hat seine Gewächse, die es zu einer größern Vollkommenheit bringt, als andere Länder. Hier komt das Getreide besser fort, und dort wachsen edlere Reben. *) Der Verstand wächst auch nicht allenthalben gleich gut, welches aus dem folgenden noch deutlicher erhellen wird. Das Klima verschlimmert entweder den Verstand der Kolonisten, oder es verbessert ihn, nachdem es ihrem Körper vortheilhaft oder schädlicher ist; wie wohl das erstere immer eher zu vermuthen ist, als das letztere.

§. 71.

Den Unterschied der Himmelsstriche zu finden, ist es eben nicht nöthig, mit den Alten von einem Parallelzirkel zum andern zu reisen. Man findet oft in einem Lande mehr als ein Klima. Die Stadt **Cervia** hat zu Anfange dieses Jahrhunderts ihre ganze Lage verändert; indem sie ehmals eine

*) Virgil. Georg. I. 54.
Hic segetes, illuc veniunt felicius vuae.

eine Viertelstunde weiter vom Meere entfernt war, wegen der ungesunden Luft aber, die beständig daselbst war, an gegenwärtigen Ort versetzt worden.*) Griechenland war von eben dieser Beschaffenheit. Wie sehr war das Klima von **Athen** von dem **Bäotischen** unterschieden! **Bäotien** lag unter einem dicken Himmel, und war voll grober Ausdünstungen. Der Dichter von **Askra** sagt, in seinem Vaterlande wäre der Winter böse, und der Sommer beschwerlich gewesen. **) Und doch lag es an dem Fuße des berühmten Helikons. Daher brachte es dicke und starke Einwohner hervor, welche unter den Griechen nicht die höflichsten und sinnreichsten waren; und man hielt es für einerlei, unter einem dicken Himmel gebohren oder dumm zu seyn. ***)

§. 72.

Das attische Gebiete hingegen genoß einer heitern und reinern Luft; daher gab es unter den Griechen die schönsten Körper, die vor allen andern wegen ihrer Regelmäßigkeit berühmt waren. Und **Winkelman** hält es vor den Mittelpunkt aller menschlichen Schönheit in dieser Absicht. Er redet mit einer Art von Begeisterung von diesem Klima.

*) Keyßlers Reisen.

**) Hesiodus in ἐργ. v. 639.

***) Veruecum ex patria crassoque sub aëre natus.

ma. Je mehr sich, sagt er, die Natur dem Griechischen Himmel nähert, desto schöner, erhabner und mächtiger ist sie in Bildung der Menschenkinder. *) Wem ist das feine und gesittete Wesen der Athenienser unbekant, welches ihnen so viele Lobsprüche, Bewunderer und Nachahmer zuwege gebracht. **Plato** dankte den Göttern, daß er in Griechenland und nicht in der Barbarei, zu Athen, und nicht zu Theben gebohren wäre; obgleich letzteres nur 20000 Schritte von Athen lag, und durch den Fluß Asopus davon getrent wurde; aber Athen hatte eine mittägige, und Theben eine nordliche Lage. **Huart** behauptet, daß die Spanier, nach der verschiedenen Lage der Provinzen, sowohl im Bau des Körpers, als in Sitten, unendlich von einander unterschieden wären. Der Unterschied der Sitten äußre sich schon an den Orten, die kaum eine kleine Meile weit von einander entfernt wären; so daß die Mannichfaltigkeit des Genies unter den Einwohnern eines sehr kleinen Striches ganz unglaublich sei.

§. 73.

Obgleich der Einfluß des Klima in den Charakter einzler Personen schwer zu bestimmen ist, so ist es doch mit dem Hauptcharakter ganzer Nationen nicht so beschaffen. Dieser Hauptcharakter besteht

*) Winkelmans Geschichte der Kunst, Th. I. S. 21.

steht theils in der unterschiednen Beschaffenheit des Körpers, theils der Seele, wohin man sowohl den Verstand, als die mannichfaltigen Neigungen zu Tugenden und Lastern rechnen muß.

§. 74.

Diese eigne Bestimmung der Kräfte der Seele und des Körpers, welche man den ursprünglichen Charakter einer Nation nennen könte, ist oft unter der Hülle gesellschaftlicher Bedürfnisse und sittlicher Eigenschaften so tief versteckt, daß er sich unsern Augen gänzlich entzieht. Daher entstehen die Widersprüche und Streitigkeiten über den Charakter ein und eben derselben Nation. Mit beßrer Zuverläßigkeit aber kan man von denjenigen Völkern reden, bei welchen man diese Hindernisse nicht findet. Also bemerkt man, daß die Nationen, deren Sitten nicht so sehr durch die mannichfaltigen gesellschaftlichen Bedürfnisse, und andre mächtige Triebfedern der menschlichen Seele bestimt sind, in Ansehung ihres Hauptcharakters, eine so große Aehnlichkeit mit einander haben. Denn da sie meistentheils von natürlichen Ursachen angetrieben werden, und die sittlichen also sehr wenigen Einfluß auf sie haben können, so muß eine solche Aehnlichkeit unausbleiblich entstehen. Daher müssen die ursprünglichen Charaktere der Nationen anfänglich nicht sehr von einander unterschieden gewesen seyn. Und dieses ist die wahre Ursache, warum unter den

Wilden, besonders in Amerika, die mehr von natürlichen als sittlichen Bedürfnissen angetrieben werden, und unter den Völkern, kurz nach der Sündfluth, eine bewundernswürdige Aehnlichkeit ist. Daher lassen sich die Züge des einen Charakters mit dem andern auf eine fruchtbare und hevristische Weise vergleichen. Dieses Hülfsmittels hat sich **Goguet** mit großem Vortheil in den ältesten Zeiten bedient, wenn ihm Denkmale fehlten, den Erfindungen des menschlichen Geistes nachzuspüren.

§. 75.

Diesen unterscheidenden Charakter lernt man am besten aus solchen Nationen kennen, welche weit von einander entfernt sind, wenn man sie mit einander vergleicht. Denn obgleich Völker, die einander benachbart sind, auch Nationalunterschiede haben können, so sind sie doch nicht so offenbar, und laufen öfters so in einander, daß sie das schärfste Auge verwirt machen.

§. 76.

Man kan diese Hauptcharaktere, die freilich bei manchen einzeln Personen, wegen vieler Hindernisse eine Ausnahme leiden, nach den drei großen Himmelsstrichen, dem kalten, gemäßigten, und heissen, abtheilen. Die Einwohner dieser Gegenden haben ein sehr unterschiednes Klima. Dieses hat einen sehr verschiednen Einfluß in ihren Körper; folglich müssen auch ihre Seelenkräfte in der Anlage

und Ausübung sich auf eine sehr verschiedne Art äußern.

§. 77.

Eben dieser Einfluß des Klima in den menschlichen Körper, und die damit verbundnen Seelenkräfte, ist den Alten nicht gänzlich unbekant gewesen. **Vitruvius** drückt sich von diesen Einfluß in den Körper folgendergestalt aus: Unter einem gemäßigten Klima kommen gemäßigte Körper herfür. In den kalten Gegenden, wo die Sonnenhitze die Säfte nicht austrocknet, findet man große Körper, und eine rauhe, harte Stimme. Die Einwohner haben eine weisse Farbe, gerade und rothe Haare, blaue Augen, und sind vollblütig. Unter dem hitzigen Klima findet man kurze Körper, eine bräune Farbe, krause Haare, schwarze Augen, schwache Beine und wenig Blut. Hierauf zeigt er auch den Unterschied der Gemüthskräfte an. In den mittägigen Gegenden sind die Menschen, wegen der geringen Menge des Bluts furchtsam, aber wegen der feinen Himmelsluft denken sie lebhafter, geschwinder und hurtiger; doch ist die Tapferkeit nicht ihr Erbtheil, sondern sie werden im Streit leicht überwunden. In den nordlichen Gegenden sind die Einwohner von einer langsamen Denkungsart, zum Kriege gebohren und abgehärtet, sie stürzen ohne Furcht mit aller Macht in den

Feind, aber wegen ihrer trägen Gemüthsart ohne Ueberlegung. *)

§. 78.

Laßt uns diese Nationalunterschiede näher betrachten. In dem nordlichen Klima herscht eine kalte und dicke Luft. Diese wird immer kälter und dicker, je näher man an die Pole komt; welches die Reisenden, und besonders die französischen Meßkünstler zur Genüge bestätigt haben, und welches auch die Natur und Lage der Erdkugel mit sich bringt. Daher ist das Blut der Bewohner dieser Gegenden in seinem natürlichen Zustande beständig in einer trägen Bewegung, und die Kälte verursacht, daß sie viel weniger ausdünsten, als die Einwohner der südlichen Länder. Dieses hat in den Bau und die Lage ihres Körpers den grösten Einfluß. Er wird fest und stark, und gelangt zu einer längern Statur, als in den südlichen Gegenden. Daher finden wir in den alten nordischen Geschichten so viel Riesen; und ob sie zwar mit vielen Fabeln vermischt sind, so wäre es doch unbillig, unter dieser Hülle gar keine Warheiten zu finden. Doch machen die Völker, welche sehr weit gegen Norden wohnen, z. E. die Lappen, eine Ausnahme, welche auch darin den Pflanzen ihres Klima nahe kommen, daß sie von einer kurzen Leibesge-

*) Vitruuius L. 6. C. 1.

stalt sind; aber doch nicht vom Zwergegeschlecht, wie einige fabelhafte Geschichtschreiber vorgegeben haben. Die Festigkeit und Stärke des Körpers der Einwohner gegen Norden, die Rauhigkeit und Strenge der Witterung, welche sie von Kindheit an abhärtet, und zu der feinen Empfindung der Wollüste, und eines weichlichen Lebens ungeschickt macht, ist Ursache, daß sie ohne Furcht die grösten Beschwerlichkeiten des Lebens ausstehen, vor welchen ein Weichling erschüttert. Als Freunde und Liebhaber des Todes sind sie unerschrocken im Streit. Ein glücklicher Irthum, daß sie von der Furcht des Todes nicht geplagt werden! *) Daher ist die Menge tapfrer und verwegner Krieger entstanden, welche ehmals die mittägigen Gegenden unters Joch gebracht haben. Man hat angemerkt, daß die großen Revolutionen und Eroberungen gemeiniglich von Norden angefangen, und glücklich von statten gegangen; da die Eroberungen von Süden gegen Norden niemals, oder selten so gar glücklich ausgefallen. **) Es ist also wider alle Erfarung, und ein blos partheiischer Gedanke des Systems, wenn **Helvetius** vorgiebt, die Tapferkeit wäre

*) Lucan. L. I.
Omnis in arctois populus quicunque ruinis
Nascitur, indomitus bellis et mortis amator.
Felices errore suo, quos ille timorum
Maximus haud vrget lethi timor.

**) Fr. Baconis sermones fideles, p. 270.

über den ganzen Erdboden gleich ausgebreitet. Man findet Völker, die von Natur Knechte zu seyn scheinen, und andre, welchen die Herrschaft über ihre Brüder an der Stirne steht. Die Geschichte von Asien kan diese Warheit bezeigen. Dieses Land ist dreizehnmal unters Joch gebracht worden; eilfmal von den nordischen Völkern; aber von den mittäglichen nur zweimal.

§. 79.

Hierzu kommen noch die Bedürfnisse des Klima. Eine Nation, die mit allen Bequemlichkeiten reichlich versehen ist, hat selten eine Neigung zur Tapferkeit; da aber die nordischen Völker nicht so überflüßig mit den Mitteln versehen sind, welche zu ihrer Bequemlichkeit gehören, so müssen sie auch einen größern Anspruch auf die Tapferkeit haben, als die mittäglichen Völker, bei denen ein größrer Ueberfluß herscht. Daher ist es eine Folge des Klima, daß die mitternächtlichen Völker nicht weichlich, noch dem strozenden Pomp der asiatischen Völker unterworfen sind. Ihre besondre Treu und unverfälschte Redlichkeit hat sich seit jeher, die Verehrung und Aufmerksamkeit ihrer Nachbarn zugezogen. Die Kälte des Klima erhält sie in einer natürlichen Munterkeit und Stärke, daß sie nicht in die Faulheit der mittägigen Völker fallen, deren gröstes Vergnügen in der Unthätigkeit besteht, und welche die Faulheit vor das gröste Gut disseits

des

des Monden halten. Sie sind von Natur nicht so heimtückisch und boshaft, als die südlichen Völker; ob sie gleich itzo, durch den Umgang und die Betrügereien benachbarter Völker, vieles von ihrer alten Redlichkeit verlohren haben.

§. 80.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß die giftigen Thiere in der Heftigkeit des Gifts zunehmen, je näher man der Linie komt; und gegen Norden immer stufenweise etwas von der schädlichen Wirkung ihres Giftes verlieren. Dieses kan man aus eben dem Grunde von den Lastern der Völker behaupten; sie nehmen zu, je näher man der Linie komt, und verlieren vieles von ihrer Stärke gegen Norden, wo die Heftigkeit der Leidenschaften viel geringer wird. Doch scheint dieses bei einigen amerikanischen Völkern eine Ausnahme zu verdienen.

§. 81.

Die Einwohner von Peru schmachten itzo in einer völligen Trägheit; besonders diejenigen, welche noch von den alten Indianern abstammen. Allein die Staatskunst der Spanier, die gewaltige Unterdrückung, Sklaverei und Verachtung dieser Völker, können die Wirkungen des Klima gehindert haben. Denn die alten Bewohner dieser Gegenden, ehe sie von den Spaniern unters Joch ge-

bracht worden, waren, nach der Erzählung des **Garcilaßo**, von einer ganz andern Beschaffenheit. Wiewohl die Einwohner dieser Gegend wegen der hohen Lage ihres Landes, mehr unter das gemäßigte als heisse Klima gehören. Wegen der trägen und langsamen Bewegung des Bluts sind die nordischen Völker viel ernsthafter und bedächtlicher in Worten, als die gegen Mittag wohnen. Die liebste Beschäftigung eines Negers ist ein unaufhörliches Plaudern. Er giebt das Vergnügen des Schlafs, nach einem Tage voller Arbeit, willig hin, wenn er sich satt plaudern kan. Man kan ihm keine schwerere Strafe als das Stillschweigen auflegen. Diese langsame Denkungsart der nordischen Völker ist aber auch mit Einfalt, und einem Mangel an Lebhaftigkeit verbunden. Daher sind die Künste und Wissenschaften, welche eine große Stärke der Einbildungskraft erfodern, in Norden niemals, oder selten, mit einem glücklichen Fortgange getrieben worden. Man findet z. E. keine große Mahler und Dichter unter ihnen; wiewohl man noch eher ein gutes Gedichte, als ein Gemählde, das eines Raphaels werth wäre, unter denselben finden wird. Doch wie es in der Natur seltne Erscheinungen giebt, so kan auch dieses bei ihnen eintreffen, welches aber den Hauptnationalcharakter nicht umstoßen kan.

§. 82.

Wie die Pflanzen bei der großen Sonnenhitze zuviel ausdünsten, und daher ihre Stärke verlieren, so ist es auch mit den Körpern der Einwohner in dem heissen Klima beschaffen. Ihr Körper reicht nicht an die Festigkeit, Stärke und Größe der nordischen Völker; sondern sie sind meistens klein, mager und schwächlich. Sie können nicht viel Ungemach ausstehen. Ihre Seele nimt Theil an der Schwäche des Körpers, und ist feige, verzagt und verzärtelt. Die große Hitze macht ihre Fibern schwach, und vermindert ihre Elasticität; daher müssen auch die Kräfte ihrer Seele außerordentlich geschwächt werden. Also dürfen wir aus diesen Ländern kein Werk des menschlichen Geistes erwarten, welches der Zeit Troz bietet, und eine große und lang anhaltende Anstrengung der Seelenkräfte erfodert. Aber die Hitze des Klima kan ihre Einbildungskraft ruckweise begeistern, und sie zu außerordentlichen Bildern und Ausdrücken treiben. Deswegen sagt ein neuer Schriftsteller: Bei den mittägigen Völkern sind die figürlichen Ausdrücke so warm und feurig, als das Klima, welches sie bewohnen, und der Flug ihrer Gedanken übersteigt vielmals die Gränzen der Möglichkeit. In solchen Gehirnen bildeten sich die abentheuerlichen Figuren der Aegyptier und Perser, welche ganz verschiedne Naturen und Geschlechter in eine Gestalt vereinigten,

und

und die Absicht ihrer Künstler gieng mehr auf das Außerordentliche, als Schöne. *)

§. 83.

Die Weichlichkeit dieser Völker war den Alten schon bekant. **) Doch sind ihre Leidenschaften, wegen der Zärtlichkeit ihrer sinnlichen Werkzeuge, und der daraus entstehenden Einbildungskraft von der grösten Lebhaftigkeit und Hartnäckigkeit. Darum haben sie einen ungewöhnlich starken Trieb zur Geilheit und Grausamkeit, wovon uns die Beispiele unglaublich scheinen würden, wenn sie nicht glaubwürdige und unpartheiische Reisende bestätigten. Sie sind voll List, verschlagen, tückisch, unbeständig und boshaft, und doch dabei große Liebhaber der Faulheit, daß oft Prügel zu schwach sind, sie daraus zu reissen. Daher stellen sie sich das höchste Wesen als ganz unthätig vor, weil sie darinn die gröste Glückseligkeit setzen; und die Indianer nennen es deswegen **Pananad**, oder den Unbeweglichen. Hier komt der Verstand eher zur Reife, als in den nordischen Ländern; aber er hört auch eher wieder auf. Dieses gründet sich auf die Beschaffenheit ihrer Körper, welche viel eher zur Vollkommenheit gelangen, als in andern Ländern. In

*) Winkelman l. c. S. 25.

**) Lucan. L. 1.
Quidquid ad eoos tractus mundique teporem
Labitur, emollit gentes clementia coeli.

In den wärmsten Gegenden werden die Mädgen schon im achten Jahre mannbar, und gebähren im neunten; aber sie hören auch zeitiger auf, fruchtbar zu seyn; denn im zwanzigsten Jahre gehören sie schon unter die runzlichen Matronen. Mahomet heirathete die Cadhisja im achten Jahre ihres Alters.

§. 84.

Das gemäßigte Klima ist unstreitig das allervortreflichste, was den Einfluß in den menschlichen Verstand anbetrift. Es hält die Mittelstraße von den zweien entgegen gesetzten Himmelsstrichen; und wie es seine eigne Vorzüge hat, so nimt es noch an den Vorzügen der zween übrigen Theil. Zwar müssen auch ihre Fehler auf dasselbe zurück fallen, aber nicht in einem so hohen Grade. Eine reine und gemäßigte Luft bringt schöne Körper und geschicktere Organe herfür, dadurch die Seele fähiger wird, die äußern Eindrücke auf eine proportionirte Art anzunehmen. Dieses erhellet aus dem Beispiel der Griechen. Obgleich ihre Erziehung vieles beitrug, ihren Körper vollkomner zu machen, so lag doch die Grundursache davon in der glücklichen Lage ihres Landes. Eine gemäßigte Witterung regierte durch alle Jahrszeiten hindurch, und die kühlen Winde aus der See überstrichen die wollüstigen Inseln im jonischen Meere, und die Gestade des festen Landes. Ein solcher Himmel, sagt

Hippo-

Hippokrates, bildet unter Menschen die schönen und wohlgebildeten Geschöpfe und Gewächse, und eine Uebereinstimmung der Neigungen mit der Gestalt. *) Da dieses Klima gleichsam aus dem Warmen und Kalten zusammengesetzt ist, so muß es sehr unterschiedne Charaktere wirken. Daher findet man eine so große Mannichfaltigkeit in den Sitten der europäischen Nationen. Wie unterschieden sind die Spanier und Franzosen? ob man gleich diesen Unterschied nicht allein aus dem Klima herleiten darf. Wie sehr ist der Engelländer von den Franzosen entfernt! der letzte ist offenherzig und gefällig; der erste zurückhaltend und heftig. Er verfält immer aufs äußerste, und ist in der Mittelstraße außer seinem Element.

§. 85.

Man findet wohl allenthalben Verstand; aber gleichwie eine Pflanze nur unter dem Klima wächst, welches ihrer Vollkommenheit angemessen ist, so komt auch der Verstand nicht allenthalben fort, wenigstens nicht gleich gut. Daher findet man unter dem gemäßigten Klima die grösten Geister, und in der grösten Anzahl. Hier ist vorzüglich die Wohnung der Künste und Wissenschaften; hier blühen sie in der grösten Vollkommenheit. Ja die Vorzüge

*) Winkelmanns Nachahmung der Griechischen Werke in der Mahlerei und Bildhauerkunst.

züge des Geistes und Geschmacks scheinen blos an das gemäßigte Klima gebunden zu seyn. Selbst unter den Indianern können sich diejenigen einer größern Vollkommenheit ihrer Seelenkräfte rühmen, die wegen der besondern Lage ihres Landes nicht unter den hitzigen, sondern gemäßigten Himmelsstrich gehören. Die Einwohner von **Kachemire**, welche rund herum mit Barbaren umgeben sind, sind die geistreichsten und witzigsten Köpfe unter allen Indianern, wegen ihres gemäßigten Klima. Sie haben zu der Dichtkunst und den Wissenschaften eben so viel Neigung, wie die Persianer und ehmaligen Peruaner, und besitzen dabei mehr Fleiß und Arbeitsamkeit, als alle ihre Nachbarn. *)

§. 86.

So war **Kleinasien** in den alten Zeiten und die benachbarten Gegenden beschaffen. Eine fruchtbare Mutter großer Köpfe und vortreflicher Männer in mancherlei Künsten und Wissenschaften. Hier entstanden Weltweise, die ihrem Vaterlande die gröste Ehre machten; als **Thales** von Milet, **Anaximander** und **Anaximenes**, **Pythagoras** von Samos, **Heraklit** und **Hermagoras** von Ephesus, **Chrysippus** von Solis, **Zeno** von Cyprus, **Anaxagoras** von Klazomen,

*) Bernier, Th. X. der allgemeinen Reisen.

men, **Theophrast** von Eleßus, u. s. f. berühmte Aerzte, **Hippokrates**, **Simus** und **Apollonius**; viere von den sieben Weisen, als **Pittakus** von Mitylene, **Bias** von Priene, **Kleobulus** und **Thales**; Geschichtschreiber, **Hekatäus**, **Pherecides**, **Theopompus**, **Ephorus**, **Ktesias**; Dichter, die noch die Bewundrung der Nachwelt verdienen, **Homerus**, **Archilochus**, **Tyrtäus**, **Anakreon**, **Arion**, **Sappho**, **Alcäus**, **Phocylides**, **Bion**, **Simias**, **Aratus**, u. s. f.

§. 87.

Man könte diese Betrachtungen über die höchst verschiednen Charaktere der Menschen, in sofern sie einigermaßen vom Klima herrühren, noch weitläufiger ausführen; ich will aber itzo noch einige besondre Betrachtungen über die Wirkungen des Klima auf den menschlichen Verstand anführen, in sofern sie auf richtige Beobachtungen gegründet sind. Ich habe schon oben bemerkt, daß ein Klima den Körper des Menschen in einer kürzern Zeit zur völligen Vollkommenheit bringt, als das andre; eben dieses läßt sich auch von dem menschlichen Verstande behaupten. Aber wie eine Pflanze, welche im Triebhause, durch die Kraft der Wärme plötzlich zur Reife gelangt, aber auch plötzlich vergeht, so ist es auch mit dem menschlichen Körper und Ver-

stande

stande beschaffen. In **Carthagena** denken und reden die Kinder von zwei bis drei Jahren ordentlicher und vernünftiger, als in Europa Kinder von sechs bis sieben Jahren. *) Die Einwohner in **Pensylvanien** und den benachbarten Ländern, kommen eher zu reifen Jahren, erhalten eher Verstand, und werden auch eher alt, als in Europa. Es ist da nichts seltnes, Kinder zu sehen, die auf die vorgelegten Fragen so lebhafte und fertige Antworten ertheilen, daß man sich nicht genung darüber verwundern kan; recht als wenn sie alte Leute wären. Sie erreichen aber auch diejenigen Jahre nicht, zu welchen die Europäer gelangen; und es ist fast ein unerhörtes Beispiel, daß ein Dortgebohrner achtzig oder neunzig Jahre alt wird. So gar die Bäume sind von der Beschaffenheit der Einwohner. Denn die Schiffe, die aus amerikanischem Holze gezimmert sind, dauern kaum sechs, acht oder zwölf Jahre. Ein älteres, so man brauchen kan, wird für ein Wunder gehalten. **)

§. 88.

Das Klima hat einen großen und merklichen Einfluß auf die Erfindungen, welche von einem Volke gemacht werden; ja es bietet bisweilen durch seine Güte den Erfinder auf; indem es ihm die Er-

findun-

*) Ulloa Reise nach Peru.

**) Kalms Reise nach Nordamerika.

findungen so nahe vorlegt, daß er fast nur darnach greifen darf. Die Erfindung des Ackerbaues geschah vermuthlich in den Gegenden, die einen leichten, fruchtbaren, und nicht schwer zu bearbeitenden Boden hatten; als in Mesopotamien, Aegypten, China und Palästina. Wenn ein Klima verbessert wird, so muß es nothwendig zu neuen Erfindungen Gelegenheit geben. Wäre Deutschland noch das rauhe, kalte, sumpfige und waldigte Land, wie zu den Zeiten des Tacitus, so würden ihm gewiß viele Erfindungen mangeln.

§. 89.

Ja die besondern Umstände eines Klima geben zu besondern Erfindungen Gelegenheit. **Cicero** hat bemerkt, daß **Etrurien** viel Zeichendeuter herfürgebracht hat; weil dieses Land selten einen heitern Himmel hatte, und die verschiednen, wunderbaren Gestalten der Wolken die Aufmerksamkeit der Einwohner erregten, wodurch ihre Einbildungskraft erhitzt wurde, welche in diesem Zustande gerne Wunder schaft. **Chaldäa** brachte die ersten Sternseher herfür; denn in diesem Lande ist fast beständig ein heitrer Himmel. Es liegt in einer unermeßlichen Ebene, wo die freie Aussicht weder durch Berge, noch durch andre Gegenstände unterbrochen wird. Hier sind ungeheure Sandmeere, welche der Wind beständig bewegt, und die Strassen verweht; daher sind die Sterne die einzige Hülfe

den

den Weg zu finden; auch verstattet die unmäßige Hitze nicht bei Tage zu reisen. So viele ganz besondre Umstände des Klima drungen die Chaldäer gleichsam mit Gewalt, ihre Augen auf den gestirnten Himmel zu heften, und am Firmament einen Wegweiser zu suchen, den sie auf der Erde nicht fanden.

§. 90.

Die jährliche Ueberschwemmung des **Nils** in Aegypten, welcher durch den zurückgelaßnen Schlamm die Gränzen der Eigenthümer unkentlich macht, gab Gelegenheit, die Aecker zu messen, und legte nach und nach den Grund zur Geometrie. Diese Ueberschwemmung trägt zur Fruchtbarkeit des Landes unendlich vieles bei; daher bleiben auch die Gegenden unbebaut und wüste, die der Nil nicht überschwemmt. Deswegen führte man eine Menge Canäle aus dem Flusse, um das übrige Land zu wässern. **Osiris** ließ an beiden Seiten des Nils, Dämme und Schleussen bauen, das Land nach Beschaffenheit der Umstände zu wässern. Eben deswegen legte man auch den See **Möris** an, und dieses gab Gelegenheit zu Erfindung des Nivellirens. *) Daher wurden bald Marken oder Nilmesser gesetzt, deren einige von den Califen sehr prächtig erbaut worden,

*) Goguet de l'origine des Loix, des Arts & des Sciences & de leurs Progrès chez les anciens Peuples.

die der Nil nicht wegschwemmen konte. Dieses kan wenigstens die erste Ursache zu Erfindung der Geometrie gegeben haben; ohngeachtet sich dieses nicht auf den gegenwärtigen Zustand von Aegypten anwenden läßt. Denn itzo mißt man die Felder nicht mehr aus, um sie nach der Ueberschwemmung des Nils wieder zu erkennen. Nun haben sie ihre Gränzen, die der Nil nicht wegreißt, und die Einwohner wissen so wohl vor als nach der Ueberschwemmung was ihnen zugehört. Allein, weil die Eigenthümer ihr Land alle Jahre an verschiedne Bauern verpachten, und ein jeder ein größer oder kleiner Stück verpachtet, so muß dasselbe nothwendig gemessen werden, um so vielmehr, da der Pacht nicht in Getreide, sondern in Gelde, und zwar ein gewisses für jeden Morgen, bezahlt wird. *)

§. 91.

Aber wie das Klima zu der Erfindung und Verbesserung einer Kunst beförderlich seyn kan, so kan es auch durch besondre Eigenschaften die Kunst hindern. Die Portraitmahlerei in Pastel wird von den Engländern nicht besonders geschätzt; und die Engländer schieben die Ursache dieser Geringschätzung selbst auf ihr Klima, welches die Erhaltung der Pastelgemählde hindert; aber vieleicht hat ihr Hand-

*) Grangers, oder eigentlich Tourtechots Reise nach Aegypten.

Handlungsgeist weit mehr Antheil daran, welchem zufolge sie die Werke dieser Art mehr nach der Dauer, als nach der Geschicklichkeit des Künstlers bezahlen wollen. *) So war schon in den alten Zeiten das Klima in Aegypten der Schiffart schädlich und hinderlich; denn das Land bringt zum Schifbau kein taugliches Holz, welches im Gegentheil die Phönizier vom Libanon im Ueberfluß hatten; überdieses sind die Küsten von Aegypten ungesund, und haben wenig Häfen.

§. 92.

Eben so merklich ist der Einfluß des Klima auf die **Sprache**. Ein angenehmer Himmelsstrich, welcher feine Organe bildet, macht auch die Sprache eines Volkes lieblich, harmonisch, und zur Musik bequem; ein rauher Himmelsstrich macht aus der gegenseitigen Ursache eine rauhe, unangenehme, mit Consonanten überhäufte Sprache; unter einem Klima, wo der Körper schwach und entnervt ist, herscht auch etwas Mattes und Langweiliges in der Sprache. Die Lombarder, welche in den kältern Ländern von Italien gebohren sind, haben eine rauhe und abgekürzte Aussprache; die Toscaner und Römer reden mit einem abgemeßnern Tone; die Neapolitaner, welche einen wärmern Himmelsstrich genies-

*) Brittische Bibliothek, B. 1. S. 122.

genießen, lassen die Vocale mehr als jene hören, und sprechen mit völligem Munde. *) In Carthagena, Portobello und Panama haben die Einwohner eine ganz besondre Art, die Worte auszusprechen. Wie manches Volk etwas Stolzes, Angenehmes oder Abgebrochenes in der Aussprache hat, so haben diese Einwohner etwas so Lasses, Träges und Ohnmächtiges in der Sprache, daß es denen, die zuhören, höchst verdrüßlich fält. Dieses rührt von dem kränklichen Zustande her, darein die Einwohner durch die große Hitze versetzt werden. **) Alle nordische Sprachen sind mit Consonanten überladen, welches ihnen oft ein unfreuudliches Ansehen giebt. In der griechischen Sprache hingegen, sind die Vocalen mit jenen dergestalt abgewechselt, daß ein jeder Consonante seinen Vocalen hat, der ihn begleitet.

§. 93.

Auch die Staatsverfassung eines Volkes, und die grösten Veränderungen in den Reichen, hängen bisweilen vom Klima ab. In den südlichen Ländern herscht fast durchgängig die Monarchie, und die Einwohner scheinen wegen ihres weibischen und weichlichen Temperaments, gebohrne Sklaven zu seyn.

*) Grauina ragion. poet. L. 2. p. 148. s. Winkelmans Geschichte der Kunst, Th. 1. S. 20.

**) Ulloa l. c.

seyn. Die freien Staaten sind fast allein in Europa, wo die Einwohner durch ihr mäßiges Klima eine größere Stärke des Geistes, und einen natürlichen Hang zur Freiheit haben. Die sehr kalten Länder in Asien gränzen unmittelbar an die Länder eines heissen Klima. Daher sind daselbst starke Völker so gleich den schwächern entgegen gesetzt. Deswegen ist das eine stets das Ueberwundne, und das andre stets der Ueberwinder. Dieses ist die Ursache, warum in Asien die Sklaverei herscht. Darum ist Asien so oft unters Joch gebracht worden; eilfmal durch die nordischen, und zweimal durch die mittäglichen Völker. In den entfernten Zeiten nahmen es die Scythen dreimal ein, hernach die Meder und Perser, jede einmal. Auch geschahe solches von den Griechen, den Arabern, dem Mogul, den Türken, Tartarn und Persern. In Europa aber wird das Klima unmerklich etwas kälter, wenn man von Süden gegen Norden geht. Daher besitzen diejenigen, welche an einander gränzen fast einerlei Tapferkeit; folglich hat Europa mehr Anlage zur Freiheit. Also sind hier, seit dem sich die griechischen und phönizischen Kolonien darin niedergelassen haben, nur vier große Veränderungen bekant. Die erste wurde durch die Eroberung der Römer verursacht; die zweite geschah durch die Ueberschwemmung der Barbaren, welche die Römer verjagten; die dritte durch die Siege

Karl des Großen, und die vierte durch den Einfall der Normänner. *) Arkadien brachte die vortreflichste Weide herfür, daher war es wegen der Menge seiner Hirten berühmt; daher war die erste Bestimmung der Einwohner das Hirtenleben. Allein da dieses Land einen so fruchtbaren Boden hatte, so war es den beständigen Einfällen derjenigen ausgesetzt, die entweder aus ihrem Eigenthum getrieben wurden, oder die ein beßres Eigenthum suchten; also wurden die Arkadier genöthigt zu fechten, und die friedfertigen Hirten wurden bald tapfere Krieger, mit denen sich andre Reiche gern verbanden. Die Tapferkeit schien sich sogar auf ihre Weiber auszubreiten. Als die Lacedämonier wider Tegea zogen, und schon die Ketten bei sich führten, ihre künftige Gefangnen zu fesseln, wurden sie im Treffen von einem Haufen ihrer Weiber zerstreut, die sich in einen Hinterhalt gelegt, und ihren König Charilaus, nebst einer großen Menge seiner Leute, mit eben den Ketten banden, die jene mit sich gebracht hatten. Daher wurden sie von andern Völkern, wie itzo die Schweitzer, angeworben, und deswegen hatte auch Herkules allezeit Arkadier, wegen ihrer Tapferkeit, zu Hülfe. **Aetolien** war sehr rauh und bergicht, und daher seiner Lage nach fast unüberwindlich. Die Nation, welche

*) Montesquieu Esprit des Loix, L. 17. chap. 3. 4.

welche dieses Land bewohnte, war tapfer, unruhig und unbiegsam, weil ihr die natürliche Lage ihres Vaterlandes zu Hülfe kam, daß die gesitteten Völker in Griechenland, welche doch sonst alle wilde Nachbarn unter ihre Gesetze gebracht hatten, ja die Macedonier selbst, sie nicht bezähmen konten. Sie waren schon in den ältesten Zeiten die ärgsten Räuber in ganz Griechenland, und blieben es viele Jahrhunderte hindurch, nachdem **Theseus, Herkules**, und andre Helden, diese Räuber fast allenthalben ausgerottet hatten. *)

§. 94.

Obgleich das Klima in den Verstand, die Tugenden und Laster eines Volkes einen großen und merklichen Einfluß hat, so würde man sich doch sehr irren, wenn man glaubte, daß sie gänzlich davon abhiengen. Sonst würde folgen, daß alle Menschen unter einerlei Klima, einen gleich guten, oder gleich schlechten Verstand hätten, gleich tugendhaft oder gleich lasterhaft wären. Verstand wächst überal, und man kan seine Größe nicht nach den Parallelzirkeln ausmessen, ob er gleich wie eine edle Pflanze, nicht allenthalben gleich gut wächst. Tugend und Laster können unter allen Himmelsstrichen fortkommen, obgleich ein Klima dem Menschen

*) Allgemeine Welthistorie, B. 5. Cap. 17.

schen mehr Reitzungen zum Laster darbieten kan, als das andre. Die gegenseitige Meinung hat **Montesquieu** niemals behauptet, wie ihm mit Unrecht vorgeworfen worden. *) Aber er ist in einen andern weit gefährlichern Fehler gefallen, daß er die Religion nach dem Klima abgemessen hat. Man kan zugeben, daß **Muhammed** viel List und Kunst gebraucht hat, seine Religion nach dem Klima zu proportioniren, damit er die Herzen derjenigen an sich zöge, welche im Morgenlande der Stärke des Klima nicht ausweichen konten, und die bei der neuen Religion gern ihre Lieblingsneigungen beibehalten wolten. Allein seine Religion ist wohl den Empfindungen annehmlich, aber sie läßt den Verstand leer; sie erhitzt die Einbildungskraft der Muselmänner durch die Vorstellung der Huris im Paradies, und aller andern Dinge, die den Leidenschaften schmeicheln, aber der Geist bleibt ungesättigt. Sein Gesetz, welches den Wein verbietet, ist ebenfals von dem Klima in Arabien hergenommen; allein das Wasser war schon vor ihm das gemeine Getränke der Araber. Aber wie ungeräumt

*) In dem Journal Helvetique, Juin 1748. wo man folgendergestalt seine Meinung verdrehet:

Le Sol est la cause premiere
De nos vices, de nos vertus;
Neron sous un autre Hemisphère
Auroit peut-être été Titus.

räumt ist es, wenn **Montesquieu** behauptet, die christliche Religion hätte im Morgenlande nicht Wurzel fassen können, weil sie verbietet, mehr als eine Frau zu heirathen, und wäre daher nur eine Religion vor Europa und die kalten Himmelsstriche, wo die Leidenschaften der Menschen nicht so heftig wären. Die christliche Religion gründet sich auf die höchste Vernunft Gottes, und ist der menschlichen Vernunft gemäß, und allen Himmelsstrichen angemessen. Denn wenn sich alle falsche Religionen nur für dieses und jenes Klima schicken, so ist sie gewiß die allgemeine, die sich für alle Menschen schickt. Sonst gäbe es viele sich widersprechende Religionen, die zugleich wahr wären, welches ein so abgeschmacktes Hirngespinste ist, daß es keine Widerlegung verdient.

§. 95.

So gewiß und unleugbar die Wirkungen des Klima sind, so muß man doch die Folgen, welche daraus hergeleitet werden, niemals als unbedingt annehmen. Es gehören noch viele Nebenumstände dazu, welche den Einfluß des Klima in den menschlichen Verstand, die Künste und Wissenschaften befördern müssen, und ohne welche das Klima ganz unwirksam scheint. Daher ist eine solche Menge Widersprüche entstanden, daher sind soviel Sätze von einigen behauptet, von andern verworfen worden, weil man die Wirkungen entweder zu

weit

weit getrieben, oder unbedingt vorgetragen und behauptet hat. Ein und eben dasselbe Klima wirkt unter verschiednen Umständen nicht einerlei. Den **Aegyptiern** war die Nähe der Linie, welche macht, daß ihnen die Sterne nicht so schief aufgehen als uns, eine Gelegenheit, sich auf die Sternkunde zu legen, und die Veränderungen der himlischen Körper zu beobachten. Aber wie viele Völker finden wir unter der Linie, welche eine noch bequemere Lage haben, und sich doch niemals auf die Astronomie gelegt haben, weil ihnen die besondern Umstände fehlten, worinn sich die Aegyptier befunden haben. Ein Jahrhundert ist eine fruchtbare Mutter großer Köpfe, wozu vieleicht das Klima auch etwas beiträgt; aber wieviel unfruchtbare folgen darauf, in denen die andern Umstände fehlen.

§. 96.

Ein Klima, welches einer Kunst günstig ist, ist oft der andern Kunst nicht günstig, welche doch ähnliche Seelenkräfte erfodert. Die Genies der Dichter und Mahler sind einander sehr ähnlich; sie ahmen beide der Natur nach, sie beschäftigen sich beide mit dem sinlich schönen Ausdrucke, beide werden von einer erhitzten Einbildungskraft getrieben, wenn sie der Nachwelt zum Muster dienen sollen; aber dem ungeachtet kommen sie nicht immer in einem Lande zusammen hervor. **England** hat solche Dichter herfürgebracht, die es den alten

Griechen

Griechen und Römern stolz an die Seite stellen kan. Wer kent nicht den schöpferischen Geist, und die erstaunenswürdige Einbildungskraft eines **Miltons**; die Erfindungskraft und tiefe Einsicht in die menschlichen Leidenschaften des englischen **Plautus, Shakespears**, das Harmonische eines **Pope**, das Angenehme eines **Wallers**, die wehmuthsvolle Zärtlichkeit des **Priors**, das glühende Feuer eines **Youngs**? Aber Engelland kan sich nicht rühmen, daß ein großer Mahler, den es einem Raphael könte an die Seite stellen, aus seinem Schooße entsprossen ist; obgleich berühmte Ausländer daselbst gemahlt haben, und man gute Gemählde wohl zu schätzen weiß, und sehr theuer bezahlt. **Rubens**, von **Dyck, Holbein, Kneller**, Peter van de **Faeß, Clostermann, Ferg, Zinke**, alle Ausländer haben in Engelland gemahlt; aber nie haben sie daselbst einen Schüler gezogen, dessen sie sich rühmen konten.

§. 97.

Die Feinde des Klima, welche die Wirkungen desselben schwächen, oder gar leugnen wollen, glauben einen großen Einwurf dagegen zu finden, wenn sie die Nachrichten der alten Schriftsteller in der Geschichte und Erdbeschreibung mit den Neuern vergleichen, und einige Widersprüche entdecken. Allein dieser Einwurf hat zwar einigen Schein, aber er ist von keinem Gewichte. Der vermeinte Wider-

derspruch entsteht blos aus einer schlechten und seichten Kentniß, weil sie glauben, das Klima bleibe zu allen Zeiten ein und eben dasselbe. Das Klima des alten **Roms** würde man itzo vergebens um das neue Rom suchen. Zu den Zeiten des **Augusts** waren die Winter um Rom noch sehr hart; **Horaz** beschreibt den **Sorakte** ganz weiß von Schnee, wie die Wälder um Rom unter der Last des Schnees niedergedrückt, und die Flüsse von der heftigsten Kälte zugefrohren wären. *) Aber **Addison** konte keinen Schnee auf dem Sorakte sehen, und es muß itzo ein harter Winter um Rom seyn, wenn der Schnee zween Tage soll liegen bleiben; ja die Tyber gefriert niemals. Dazu kommen noch andere Ursachen. Die kostbaren Canäle, (Cloacae) die Unreinigkeiten aus der Stadt zu führen, sind zum Theil verstopft, daraus entstehen giftige Ausdünstungen, besonders wenn man in die Tiefe gräbt. Die Seeküste war ehmals mit Städten und Pallästen besetzt, und sehr gesund; aber itzo ist sie ein stinkendes, morastiges Land, daher viele Klöster von den Mönchen in den heissen Jahrszeiten müssen verlassen werden. Das Land um Rom herum ist itzo

*) Horat. L. I. Od. 9.

Vides vt alta ftet niue candidum
Soracte: nec iam fuftineant onus
Syluae laborantes: geluque
Flumina conftiterint acuto.

itzo voll Irrlichter und feuriger Ausdünstungen. Die Hütten, in welchen man Schwefel, Vitriol und Arsenik zubereitet, geben auch ungesunde Ausdünstungen. *) Ist es nun noch Wunder, warum die neuen Römer von den alten so ausgeartet sind.

§. 98.

Daß man sagt, ein Land habe noch dasselbe Klima, läßt sich gar nicht daraus beweisen, daß es noch eben die Breite hat, wie vor etlichen tausend Jahren; denn es ist schon oben gezeigt worden, daß die Breite allein das Klima noch lange nicht bestimt. Der Boden um **Palmyra** einer Insel in der syrischen Sandwüsten, ist itzo unfruchtbar, und bringt nichts grünes herfür, außer wenige Palmbäume, nebst einigen andern, die hin und her zerstreut sind; aber zu des **Abulfeda** Zeiten war **Palmyrene** ein fruchtbares Land; denn es brachte Salz, Oel, Palmbäume, Früchte, Korn, und hatte beständige Quellen. **)

§. 99.

Wie jauchzen die Religionsspötter, wenn sie das itzige **Canaan** mit den Beschreibungen Moses

*) Keyßlers Reisen, Th. 1.

**) Allgemeine Welthistorie, Th. II. Cap. 5. Abschn. 1. §. 177.

ses vergleichen! Nun muß der göttliche Schriftsteller unter den Streichen dieser starken Geister erliegen. **Moses** beschreibt das gelobte Land als ein fruchtbares, gesegnetes Land, als ein Land, da Milch und Honig innen floß; itzt aber ist es steinigt, unfruchtbar, und ernährt wenig Einwohner. **Strabo** sogar ist auf der Seite dieser Kämpfer. Er sagt, Moses hätte die Israeliten nach Jerusalem geführt, einen steinigten Ort, der aber einen Ueberfluß an Wasser hätte; aber sechzig Stadien um Jerusalem herum, wäre ein dürres, und mit Steinklippen erfültes Erdreich.*) Allein man sieht aus dieser Beschreibung, daß Strabo keine gründliche Nachricht von der Geschichte des jüdischen Volks gehabt hat; daß er nicht von dem ganzen gelobten Lande, sondern nur von einem Striche um Jerusalem redet, und daß er noch einen andern Irthum begeht, wenn er sagt, daß Jerusalem einen Ueberfluß an Wasser gehabt hat, da es vielmehr einen Mangel daran hatte, welchen man durch kostbare Wasserleitungen ersetzen muste. In den zwo Ausgaben des **Servetus** von der Erdbeschreibung des **Ptolomäus**, findet man auch ein nachtheiliges Urtheil von der Fruchtbarkeit des Landes Canaan.**)

Calvi-

*) Strabo l. 16.

**) Scias tamen, lector optime, iniuria aut iactantia pura tantam huic terrae bonitatem fuisse adscriptam, et quod ipsa experientia mercatorum et peregre

Calvinus beschuldigte deswegen den **Servetus**, daß er Mosen für einen Betrüger ausgegeben, und die jüdische Religion verächtlich gemacht hätte. Aber **Servetus** leugnete vor Gerichte, daß er der Urheber dieser Worte sey; und dieses war auch kein falsches Vorgeben, denn man findet dieselben schon in der Pirkheymerschen Ausgabe von 1525. *) Allein es sind Ursachen genug da, welche die Veränderung des Klima im gelobten Lande begreiflich machen. Der göttliche Fluch, die Vertreibung der Juden, die heiligen Kriege zwischen den Christen und Muhammedanern, und die beständig herumschweifenden Araber, welche die Straßen unsicher machen. **Maundrel** fand zwar auf seiner Reise in dieses Land, Felsen und kahle, unfruchtbare Berge ohne Erdreich; aber auch allenthalben Gemäuer, wodurch die alten Einwohner das Erdreich in Gestalt der Beete auf den Bergen befestigt hatten, daß es der Regen nicht mit fortreissen konte.

§. 100.

Wie eine jede Ursache, und eine jede Kraft nur unter gewissen Umständen wirkt, und wenn sie nicht gehindert wird; also können fremde Umstände dazu

peregre proficiſcentium, hanc incultam, ſterilem, omni dulcedine carentem depromit.

*) Vogt Catal. libror. rar. p. 560.

dazu kommen, welche die Wirkungen des Klima hindern. Daher darf man sich gar nicht wundern, daß ein Klima nicht jederzeit einerlei Wirkungen hervorbringt. Der Umgang mit fremden Völkern kan die Einwohner eines Landes sehr verändern, und neue Sitten zeugen, die vorher gar nicht bekant waren. Fremde Speisen und Gewürze, die in das Blut einen Einfluß haben, müssen den Charakter einer Nation ändern. Solte nicht die Einführung hitziger Weine, indianischer Gewürze, einige Veränderung in dem Körper herfürbringen, und die Beschaffenheit seiner Säfte nach und nach, obgleich unmerklich, entweder verbessern oder verschlimmern? Lebensart, Gewohnheiten, veränderter Staat und Erziehung, alle diese Dinge können die Wirkungen des Klima hindern. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn die Nationalunterschiede nach und nach, entweder gänzlich verlöschen, oder unter neuen Zusätzen unkentlich werden. Man wird finden, daß Völker, welche diese Veränderungen nicht erlitten haben, noch ihren alten Charakter beibehalten haben; und daß, jemehr dergleichen Veränderungen bei einem Volke vorgehen, desto stärker auch die Veränderung ihres Charakters ist. Die alten Einwohner in **Lappland** waren gute, einfältige Leute, voll Ehrlichkeit, und ohne allen Betrug; aber da sie oft im Handel betrogen worden, so haben sie die Kunst zu betrügen auch gelernt.

gelernt. Die römischen Geschichtschreiber mahlen die alten **Gallier** als große und weiße Körper ab; aber dieses verlohr sich nach und nach, als sie mit den Römern umgiengen, und ihre Gewohnheiten annahmen. **Bäotien** ist wegen seiner dicken Luft, und wegen seiner dummen Köpfe berüchtiget, und doch sind die grösten Geister unter den Alten daselbst gebohren worden, **Hesiodus** zu **Askra**, **Pindarus** und **Cebes** zu **Theben**, und **Plutarchus** zu **Chäronea**.

§. 101.

Obgleich durch die gehinderten Wirkungen des Klima der Nationalcharakter eines Volkes eine Zeitlang verlohren geht, so bleibt doch von demselben meistentheils etwas übrig. Die heutigen Einwohner von **Athen** sind, wie ihre gleichwohl so oft umgewechselten Vorfaren, eben so aufgeräumt, eben so sinnreich, als die Bewohner der südlichen Gegenden zu allen Zeiten träge, wollüstig, und zum Theil knechtisch gewesen. *) Die **Genueser** haben noch viel Aehnlichkeit mit den alten **Ligueriern**. Das heutige Sprüchwort der Italiener von denselben, komt genau mit dem Beiworte des **Ausonius** überein, der die Ligurier vor Betrüger ausgiebt; denn die Italiener sagen, sie hät-

*) Zimmermans Nationalstolz, S. 91.

ten eine See ohne Fische, ein Land ohne Bäume, und Leute ohne Treu und Glauben. Die deutsche Treu findet sich noch itzo unter den Deutschen, wie sie vor Alters war.

§. 102.

Die **Franzosen** haben ihren Charakter sehr wenig verändert. Man findet sie noch heut zu Tage ihren Vorfaren ähnlich, die zu der Zeit der Kreuzzüge lebten, und bemerkt noch viel Gleichheit, wenn man sogar bis auf die alten **Gallier** zurückgeht. Diese Nation ist zu allen Zeiten lebhaft, munter, edelmüthig, tapfer, aufrichtig, sehr von sich eingenommen, unbeständig und unbedachtsam gewesen. *)

§. 103.

Obgleich durch die verschiednen Wanderungen der Völker in einem Lande, oft ein ganz andres Geschlecht entstanden ist; so haben doch die alten Wirkungen des Klima die Oberhand behalten. Die **Gothen**, und andre fremde Völker, änderten anfänglich die Sitten, und zum Theil die Sprache der alten **Catalonier;** aber das Klima überwog sie endlich. Die Deutschen, die in Gallien einfielen, waren von den Galliern ganz unterschieden, aber nach und nach wurden sie Gallier. Die **An-**

gel-

*) Du Clos Betrachtung über die Sitten dieses Jahrhunderts.

gelsachsen wurden in England nach einigen Zeugungen den alten Britten ähnlich. Doch scheinen die Engländer noch etwas von dem unterschiednen Charakter der unterschiednen Nationen an sich zu haben, die sie nach und nach unters Joch brachten. Sie lieben den Trunk, wie die Sachsen; von den Normannen haben sie noch die falschen Zeugen; und von den Römern die Neigung zu blutigen Schauspielen, und die Verachtung des Todes. *)

§. 104.

Eben so, wie gewisse Umstände die Wirkungen des Klima hindern, so dienen andre sie zu befördern. In Piemont sind nicht allein vornehme, sondern auch geringe Leute witzig und verschlagen. Dieses leitet Keyßler aus dem wärmern Himmelsstriche Italiens, und zugleich aus der Nachbarschaft der Franzosen, die bald als Freunde, bald als Feinde daselbst gewesen. Da aber den Einwohnern der Gebirge von Aosta diese zwei Dinge fehlen, so glauben sie kaum, daß außer ihnen noch eine bewohnte Welt sey.

*) De Muralt lettres sur les Anglois, Lettre I.

Vierter Abschnit.

Vom Alter.

§. 105.

Der Zustand des Körpers wechselt mit den Jahren. Der Körper eines Knabens ist ganz anders beschaffen, als der Körper eines ausgemergelten Alten; und der Körper eines Mannes, der seine Tage in voller Blüthe heraufsteigen sieht, ist von beiden unterschieden. Diese unterschiedne Lage des menschlichen Körpers in den mannichfaltigen und unmerklichen Abänderungen des Alters, hat einen großen Einfluß auf alle Arten der Seelenkräfte. Die meisten Menschen achten auf diese wunderbare Harmonie nicht, wie sie bei manchen rührenden Scenen der Natur kalt und unbewegt vorüber gehn, wo der Weise stehen bleibt, und sein ganzes Nachsinnen aufbietet, die verborgnen Quellen aufzuschließen, und den Leitfaden zu finden, der ihn ohne Gefahr durch die verschlungnen Gänge dieses Labyrinths führt. Wenn wir den Körper eines Kindes, eines Knabens ansehen, welcher noch nicht ausgebildet, und in seinem Wachsthume sich befindet, so treffen wir die Seele eben so unausgebildet an. Ihre Kräfte sind schwankend, sie sind noch

nicht

nicht auf einen festen Punkt gerichtet; wie der Körper eines Kindes einer geringen Bewegung nachgeben muß, unter dem geringsten Stoß erliegt, und sich nicht fest erhalten kan, bis die Knochen nach und nach steifer werden, und die Muskeln sich wirksamer anstrengen, entweder eine gewaltsame Bewegung hervorzubringen, oder sie durch einen gleichen Widerstand zu vernichten.

§. 106.

Die mänliche Stärke in der Denkungsart erlangen wir erst mit der Stärke und gänzlichen Ausbildung des Körpers, und wenn derselbe mit dem Alter seine Festigkeit verliehrt, wenn manche Empfindung den Nerven verborgen bleibt, die sie vorher entweder auf eine angenehme oder unangenehme Weise in eine heftige Rührung versetzt hatte, so nähert sich die Seele unmerklich ihrer andern Kindheit. Das Alter und der menschliche Verstand sind zween Kämpfer, auf einer unterschiednen Rennbahn; aber sie fangen mit einander an zu laufen, und erreichen zu gleicher Zeit ein eignes Ziel, wozu sie aufgelegt sind. Ich rede hier nicht von den wunderbaren Erscheinungen in der menschlichen Natur, wo oft die Seele dem Körper Troz zu bieten scheint; wo sich ihre Kraft in einer glänzenden Sphäre zeigt, wenn der Körper eine elende Rolle spielt, wo sie sich durch neue Aussichten an die Gränzen höherer Geister schwingt, wenn sich der

Körper vor Schmerz, Krankheit und Alter, wie ein Wurm im Staube krümt.

§. 107.

Die Kräfte der Seele ändern sich mit dem Alter. Diesen Saz bestätigt die Erfarung auf eine vielfältige Weise, und ein schlechter Beobachter kan dieses schon unterscheiden. Ich brauche es nicht zu erinnern, daß man diesen Saz nicht so verstehen muß, als wenn die Seele mit dem Alter ganz neue Kräfte erlangte. Die Seele eines Knaben ist wie die Seele eines Alten. Sie richtet sich in beiden nach der Lage des Körpers. In beiden ist ihr Körper der Gesichtspunkt, woraus sie die Welt betrachtet; aber es finden sich in den Aesten des Baumes der Erkentniß mancherlei Abänderungen. Eine Baumpflanze, welche nahe an der Erde kriecht, keine Früchte trägt, und unter der Hand des sorgfältigen Gärtners alle Wendungen annimt, ist von dem Baume, der hoch in die Luft prangt, der durch seinen mänlichen Stamm dem Wüten des reissenden Nordwindes Troz bietet, welchen der Frühling mit wohlriechenden Blüten überschüttet, und der Herbst mit nahrhaften Früchten versieht, nicht wesentlich unterschieden.

§. 108.

In dem ersten Alter des Menschen, wo er als ein unthätiges Kind von der gütigen Natur den

Aeltern

Aeltern in die Armen gelegt, und ihrer Pflege anvertraut wird, liegt die Seele tief unter den Banden des Körpers eingehüllt. Bei dem ersten Auftrite des Menschen auf dem Schauplatze der Welt, erscheint seine Seele in einer kläglichen Gestalt, welche Mitleiden erregt. Die Thiere scheinen in dieser Absicht den Menschen weit zu übertreffen; ihr Körper ist schon mehr ausgebildet, wenn sie das Licht das erstemal erblicken; ihre Seele ist schon weit mehr entwickelt, weil wir sie bald nach ihrer Geburt Handlungen unternehmen sehen, die einem neugebohrnen Kinde unmöglich fallen. Aber auch in dieser Absicht finden wir eine Bestätigung von dem Naturgesetze: was zeitig wächst, ist nicht von langer Dauer, und was långsamer zunimt, wird stärker und dauerhafter. Ein Schwamm, der in einer Nacht von einem fruchtbaren Regen hervorschießt, erlangt nicht die Stärke einer Eiche, welche hundert Jahr wächst, und ein Thier, dessen Seelenkräfte bei der Geburt fast völlig bestimt sind, ist weit unter der menschlichen Seele erniedrigt. Die sinnlichen Werkzeuge sind die Gänge, wodurch die Natur alle Bilder der sichtbaren Welt in unsre Seele schickt, in welcher sie auf eine wunderbare, geheimnißvolle, und uns unbegreifliche Weise aufbehalten werden, bis sie die Einbildungskraft zu unsrer Nothdurft oder Vergnügen wieder hervorsucht. Es ist noch nicht ausgemacht, ob sich ein

Kind gleich nach der Geburt aller fünf Sinnen schon bedienen kan. Herr von **Haller** hat das Fell, welches dem Embrio die Augen verschließt, in den upsalischen Abhandlungen beschrieben, und andre haben die Unempfindlichkeit der Augen dargethan, welche noch einige Zeit nach der Geburt dauert. Die ersten Empfindungen eines Kindes sind seine Bedürfnisse, von denen es fühlt, daß sie sollen erfült werden, und das Schreien ist die erste Sprache, welches dem Bürger von Genf in seinem **Aemil** so viele Betrachtungen an die Hand gegeben hat.

§. 109.

Hier findet man keine Merkmale von dem Wiße, der im Jünglinge schimmert, keinen Funken von der glühenden Einbildungskraft, keine Spur von der Beurtheilungskraft, die im mänlichen Alter ihre Geseße ausbreitet, keine Erfarung, die in spätern Jahren reift; obgleich die Anlagen zu allen diesen Vermögen wirklich vorhanden sind, welche mit dem Wachsthum des Körpers oft wie ein reissender Waldstrohm herfürbrechen, der Dämme und Schleußen übersteigt, und sich durch alle Hindernisse einen ofnen Lauf bahnet.

Ein innrer Trieb fieng an die schwachen Sehnen
Zu meinen Diensten auszudehnen;
Die Füsse lernten gehn durch Fallen,
Die Zunge reifete zum Lallen,

Und

Und mit dem Leibe wuchs der Geist.
Er prüfte nun die ungeübte Kraft,
Wie Mücken thun, die von der Wärme dreust,
Halb Würmer sind, und fliegen wollen.
Ich starte jedes Ding als fremde Wunder an,
Ward reicher jeden Tag, sah vor und hinter Heute,
Maaß, rechnete, verglich, erwählte, liebte, scheute,
Ich irte, fehlte, schlief, und ward ein Mann.

§. 110.

Obgleich nicht alle Fähigkeiten den Menschen von einer Stufe des Alters bis zur andern begleiten, ob ihn gleich manche als ein flüchtiger und untreuer Gefährte mitten auf der Laufbahn verläßt, und ihre Stelle durch eine andre ersezt wird, die sich freundschaftlich zu ihm naht, und ihm Schuz und Hülfe anbietet; so finden wir doch, daß das Genie, diese herliche Eigenschaft der menschlichen Seele, ihn selten verläßt. Ich leugne darum nicht, daß das Genie mit den Abwechselungen des Alters mancherlei Veränderungen unterworfen ist; aber es bleibt doch immer das, was es ist; es macht der menschlichen Natur immer Ehre, und erhebt den Besitzer dieses Kleinods unter tausend Menschen, die einerlei Bahn mit ihm laufen, aber auf eine unedlere Art von dem Ziele durch die Banden ihrer Natur zurückgehalten werden. Es zeigt sich gemeiniglich schon früh, wie ein roher Demant, wenn ihn auch die Hand des Künstlers noch nicht

polirt hat, schon einige von seinen ursprünglichen Strahlen schimmern läßt. Ein Mensch, in welchen die Natur die Anlage eines Dichters gelegt hat, übet schon in den ersten Jugendjahren seine erfindende Dichtungskraft in Kleinigkeiten und Spielwerken, die seinem Alter anpassen, und verräth den Geist, der einst auf der höchsten Spitze des Pindus leuchten soll. Ein künftiger Bildhauer schleicht als ein Knabe um Leichensteine und Bildsäulen herum, bewundert, erstaunt, ob ihm gleich diese Empfindung noch viel zu dunkel ist, daß er sie solte entwickeln können. Dieses tiefe Gepräge der Seele, welches dem nagenden Zahne der Zeit Troß bietet, und von allen Stürmen des Schicksals nicht ausgelöscht, sondern oft durch drohende Hindernisse noch fester eingedrückt wird, scheint mit dem Menschen so fest verbunden zu seyn, daß es kein Alter von ihm trennet. Aber man muß die niedrigen und mittelmäßigen Köpfe nicht mit den Genien verwechseln. Jene werden alt, wenn der Körper noch seine månliche Stärke besizt; sie reden immer von der Reise von Kiel nach Hadersleben, wie Gert Westphaler, und gelangen zeitig zu ihrer Vollkommenheit, wo eine geringe Art der menschlichen Erkentniß eine Vollkommenheit zu nennen ist. Da sie selbst nicht fähig sind, etwas Neues zu erfinden, worauf ihre Zeitgenossen mit Fingern weisen, und bei dem die Nachwelt mit ehrwürdigem Erstaunen

stehen

stehen bleibt, so werden sie bloße Nachahmer, die sich mit Kleinigkeiten beschäftigen, wie sie an einer Bildsäule ein Haar oder einen Nagel ausdrücken wollen, und das regelmäßige Verhältniß der Theile des ganzes Körpers vergessen. Sie verrathen sich durch das ewige Einerlei, und hören auf zu wachsen, da sie kaum angefangen haben, die ersten Sprößlinge zu treiben.

§. III.

Daher verdienen die ersten Proben eines Künstlers oder Schriftstellers große Aufmerksamkeit. Sein Geist, ob er gleich noch unausgebildet ist, ob er gleich sein ihm angemeßnes Objekt noch nicht auf eine unterscheidende Weise erkent, und gleichsam auf ein Gerathewohl sich von den Wellen seiner Begierden forttreiben läßt, läßt schon einige Strahlen schießen, und verräth sein Genie und seine eigne Denkungsart. **Pope** war noch nicht zwölf Jahr alt, als er die Ode über die Einsamkeit schrieb; und der Verfasser des Versuchs über Popens Schriften und Genie, findet schon in diesem Gedichte merkliche Proben von der Neigung zur Spekulation und moralischen Betrachtungen, die sich nachher in dem Geiste des Dichters mehr entwickelt, und zu dem unterscheidenden Charakter seiner Gedichte worden sind. Er war noch nicht zwanzig Jahr alt, da er seinen Versuch über die Kritik schrieb; der doch so viel reife Beurtheilungskraft erfoder-

erfoderte, die man sonst erst in spätern Jahren erlangt. **Händel**, der in Engelland wegen der Tonkunst so berühmt war, componirte schon in seinem neunten Jahre. **Wolf** laß als ein Schüler auf dem magdalenischen Gymnasium in Breßlau den Euklides ohne Lehrer, und fand ein solches Vergnügen an der Deutlichkeit und Gründlichkeit der mathematischen Lehrart, daß sie ihm hernach in allen seinen Werken eigen wurde. Dem großen **Newton** war Euklides schon zu deutlich, als er anfieng die Mathematik zu studiren; denn bei dem ersten Anblick seiner Sätze wuste er den Beweiß schon. Daher nahm er bald des Cartesius Geometrie, und Keplers Optik vor sich; und die Gabe der Deutlichkeit hat wohl nie unter seine Vorzüge gehört. In seinem vier und zwanzigsten Jahre machte er die großen Entdeckungen in der Geometrie, und legte den Grund zu seinen berühmten Werken von der Optik und den mathematischen Grundsätzen der Naturlehre. Wilhelm **Delisle** machte schon, da er acht bis neun Jahr alt war, Karten über die alte Historie.

§. 112.

Allein, ob sich gleich das Genie bei den meisten Menschen, die es besitzen, frühzeitig entdeckt, so ist es doch nicht allezeit so leicht, dasselbe zu erkennen. Ein Knabe und ein Jüngling denkt gemei-

meiniglich nach der Weise seines Lehrers, er hat einen fremden Ton, der ihm nicht eigen ist. Man muß also die Zeit erwarten, bis er selbst zu handeln anfängt; alsdenn wird es sich zeigen, ob er ein Genie ist, oder ein elender Nachbeter, der auf die Worte seines Lehrers geschworen hat. Ein Mensch, welcher ein gutes Gedächtniß hat, und alles lernt, was ihm sein Lehrer vorsagt, kan von einem Unerfahrnen leicht vor ein Genie gehalten werden, welches seine ersten Kräfte anfängt auszuwickeln; da er doch blos als ein Papagei anzusehen ist, welcher alles nachschwatzt, ohne selbst zu denken. Daher muß ein Lehrer, welcher junge Köpfe bilden soll, sehr behutsam verfahren, und manchen Versuch anstellen, ehe er es wagen darf, ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Ein Kopf, welcher anfänglich dumm scheint, ist vieleicht deswegen nicht klug, weil ihm alle Weisheit seines strozenden Lehrers nicht gut genug ist, sich deswegen Mühe zu geben; weil ihm seine Spielwerke, oder gar Unthätigkeit, einen größern Werth zu haben scheinen, als alle theuern Lehren, von denen er auf eine verwirte Art erkent, daß sie nichts taugen, ob er gleich seine Gedanken davon noch nicht deutlich entwickeln kan. Daher hatte **Quintilianus**, welcher durch die Stärke seines eignen Geistes, und durch eine vieljährige und sorgfältige Erfarung von angehenden Genien eine große Kentniß erlangt hatte,

te, von den Kindern die wenigste Hofnung, die an stat des Genies einen frühzeitigen Verstand zeigten. Er behauptete nicht ohne Grund, dieser frühzeitige Verstand käme von der Schwäche ihres Geistes her, und vieleicht gar von einer Krankheit des Körpers, wenn die Nerven in dem schwächlichen Körper eines Knabens durch einen Zustand, der seinem Alter nicht natürlich ist, die Spannung des mänlichen Alters haben.

§. 113.

Es ist unmöglich, den Zeitpunkt vollkommen genau zu bestimmen, in welchem das Genie zu seiner Reife und völligen Stärke gelangt. Man kan zwar einige allgemeine Bestimmungen festsetzen, aber das besondre ist zu vielen Ausnahmen und Veränderungen unterworfen. Ein Klima entwickelt den Verstand eher, als das andre. Die Bewohner der warmen Zonen, gelangen zeitiger zu der Stärke ihres Verstandes, als die unter den nordischen Eisbergen leben; aber ihr Verstand dauert gleich einem übertriebnen Gewächse nur eine kurze Zeit, und sie sind schon dem Stande der zweiten Kindheit nahe, wenn der Verstand kälterer Nationen in seiner grösten Lebhaftigkeit ist. Die Erziehung oder Entwickelung der Seelenkräfte durch Unterricht, man mag darunter nun entweder die erste Ausbildung von den Aeltern, oder die Unterweisung

durch

durch ordentliche Lehrer, oder den Umgang mit der Welt selbst, oder alle diese Umstände zugleich verstehen, trägt ebenfals zu der geschwindern oder langsamern Entwickelung des Verstandes vieles bei.

§. 114.

Wenn man zween Menschen von einer gleich guten Anlage der Seele annimt, wovon der eine in der ersten und zweiten Erziehung gut gewartet worden, der andre aber seine Bildung erst in dem Umgange mit der großen Welt erlangt; so muß augenscheinlich der Geist des erstern eher ausgebildet werden, als des letztern, und er wird es diesem in der Feinheit der Bemerkungen in den meisten Fällen zuvorthun. Man darf in dieser Absicht auch die unterschiednen Regierungsformen nicht übergehen. Ein Staat ist geschickter als der andre, die Köpfe früher zu bilden. Die despotische Verfassung hindert das Wachsthum des Verstandes, wie das Unkraut, welches um eine edle Pflanze herumwächst, und ihr den Nahrungssaft entzieht. Die Republik scheint einen großen Vorzug zu haben; allein ihre Vollkommenheiten sind von Republikanern, welche ein übertriebner Enthusiasmus erhitzt hatte, unstreitig übertrieben worden. Es ist nicht zu leugnen, wer frei darf denken, denket wohl; aber eine weitläufige Monarchie, wo nicht der Aberglauben herscht, wo nicht alle Diener mit Spionenau-

gen lauern, und wo der Monarch den Cabalen nicht so unterworfen ist, wie in einem kleinen Staate, hat eben die Vorzüge in Ansehung des menschlichen Verstandes; und es herscht oft weniger Zwang in derselben, als in einer kleinen Republik, wo die Freiheit bisweilen ein Wort ohne Bedeutung und ein Schall ist, der das Ohr füllet, aber das Herz ohne Rührung läßt.

§. 115.

Das schöne Geschlecht scheint in der zeitigen Reifung des Verstandes dem mänlichen den Vorzug abzugewinnen. Es mag dieses nun von der frühern Ausbildung der Organe, oder davon herrühren, daß sie zeitiger den Umgang der großen Welt erlangen, so bestätigt es doch die Erfarung. Ein Mädgen von siebzehn Jahren, und ein Jüngling von eben dem Alter, sind in Ansehung ihres Verstandes weit unterschieden. Wenn auch der Jüngling mehr Schulgelehrsamkeit aufzuweisen hat, so ist dieses noch kein Merkmal von dem Uebergewichte seines Verstandes. Laßt sie beide urtheilen; ihr werdet finden, daß seine Bemerkungen gemein, nicht passend, in manchen Fällen pedantisch, ihre fein, schicklich und frei seyn werden. Zwar behauptet **Büffon**, dem ich eben nicht nachbeten will, daß der Verstand des schönen Geschlechts mit den zwanzigen still stehe, da der Jüngling erst anfängt mit Riesenschritten sich dem Glanz des mänlichen

lichen Alters zu nähern. Vielleicht finden sie es nicht nöthig, weiter zu gehen, da sie nun zu den häußlichen Verrichtungen geschickt genug sind, wozu sie die überlegne Macht der Männer verdamt hat.

§. 116.

Die Genie, welche eine große Stärke der Einbildungskraft erfodern, gelangen eher zur Reife, als diejenigen, welche eine durch lange Erfarungen geübte Einbildungskraft voraussetzen. Die erste findet sich gewöhnlich in jüngern Jahren, wenn das Blut in der lebhaftesten Gährung ist; die letzte aber ist ein Vorzug des spätern Alters, wenn die Leidenschaften aus natürlichen Ursachen nicht mehr so mächtig sind, und der Mensch ruhig Beobachtungen anstellen kan, die desto gewisser seyn müssen, je unpartheiischer er wegen des wenigen Antheils ist, den er an den Handlungen andrer nimt. Aus dieser Betrachtung kan man die Erscheinung herleiten, warum die Meister in schönen Künsten eher gebildet werden, als Weltweisen, oder überhaupt Menschen, welche sich auf Spekulationen oder abstrakte Wissenschaften legen. Mahler, Dichter und Bildhauer müssen also zeitig reifen. **Bernini** war nur achtzehn Jahr alt, als er das berühmte Gruppo verfertigte, welches die Bewunderung aller Kenner an sich zieht, worauf die vom Apollo verfolgte Daphne sich in einen Lorbeerbaum zu verwandeln

anfängt. **Racine** war in seinem acht und zwanzigsten Jahre schon völlig ausgebildet. Die abstrakten Wissenschaften, Philosophie, Mathematik, und diejenigen, welche lange Erfarungen und weitläufige Beobachtungen erfodern, Kritik, Sittenlehre, u. s. f. erfordern reifere Jahre.

§. 117.

Doch wie nichts ohne Ausnahme ist, so macht das Temperament manchen Strich durch das System. Ein melancholisches Temperament kan sich in trocknen Dingen früher zeigen, und mancher Greiß ist noch ein Sangvineus; daher können seine Werke das Gepräge der Jugend haben, und mit eben der Phantasie geschrieben seyn, als des feurigsten Jünglings. **Du Bos** giebt die Zeit vom funfzehnten bis zum dreißigsten Jahre an, innerhalb welcher die Hand und das Auge des schönen Künstlers vollkommen werden kan, als die Zeit, in welcher unsre innern und äußern Organe das gehörige Wachsthum und die bestimte Bildung erlangen. **Aristoteles** behauptet, daß der Leib vom dreißigsten bis zum fünf und dreißigsten Jahre; die Seele aber vom dreißigsten bis zum neun und vierzigsten Jahre, ihre völlige Stärke bekäme. **Huart**, welcher unter seinen Schwärmereien oft scharfsinnig denkt, sezt das Alter, in welchem der Verstand alle die Stärke erlangt, deren er fähig ist, vom ein und dreißigsten bis zum ein und funfzigsten

Jahre, und verbietet das Bücherschreiben in den frühern und höhern Stufen des Alters. Aber alle diese Bestimmungen, wovon vieleicht jeder von sich selbst den Maasstab geborgt hat, sind veränderlich, und leiden große Ausnahmen. Ueberhaupt kan man mit Warheit sagen, daß der menschliche Verstand in dem mänlichen Alter seine höchste Stärke erlangt; aber die Gränzen des Anfangs und Endes kan man unmöglich mit Gewißheit bestimmen; weil das mänliche Alter bei einigen Menschen früher, bei andern später anfängt; und eben so ist es auch mit dem Ende beschaffen. Doch scheint die Zeit vom dreißigsten bis zum funfzigsten Jahre, die edelsten Vorzüge zu haben, welche ein Schriftsteller, und überhaupt ein jeder, der seinen Verstand zu einem gewissen Punkte erheben will, nicht vernachläßigen, sondern wohl in Acht nehmen muß.

§. 118.

Das Genie hat in seiner Bestimmung eine Aenlichkeit mit dem bestimten Wesen der Thiere. Die Thiere bringen es nur in einem gewissen Kunstwerke zur Vollkommenheit, aber darinn sind sie auch Meister. Ein Seidenwurm spint aus einem Faden von sieben bis acht hundert Schuhen, der an keinem Ende zerrissen ist, sein Grab, welches zugleich seine Wiege bei der Auferstehung wird; die Biene macht Honig und Wachs auf die vollkommenste Weise; der Ameisenlöwe bildet seinen Kegel;

und das Genie vollendet sein Werk, welches ihm die Natur auftrug. Aber darinn sind sie unterschieden, die Thiere sind vom Anfange Meister, und keines unter ihnen erfindet etwas Neues; sie bleiben bey den alten Kunstwerken, welche ihre Vorfaren seit der Schöpfung machten; aber das Genie wird oft langsam Meister, doch kan es zu alten Erfindungen etwas Neues hinzusetzen. Allein diese scheinbare Langsamkeit ist nicht allemal ein Mangel des Genies; es kan lange herumirren, ehe es seinen ihm angewiesnen Punkt findet, und wenn es außer seiner Sphäre ist, kan es sogar das Ansehen der Dummheit haben, weil es sich nur hauptsächlich in einem Punkte zeigen kan. Mittelmäßige Köpfe unternehmen alles, weil sie zu Nichts fähig sind. Ein Umstand ist fähig, das Genie aus der verdrüßlichen Langsamkeit zu reissen. Der Weltweise **Xenokrates** konte anfänglich in der Philosophie gar nichts fassen, daß auch Plato, ein Kenner guter Köpfe, sagte, er bedürfe der Sporen; doch wurde er endlich durch seinen eignen, und seines Lehrers Fleiß, ein großer Weltweiser. Weil große Genie viel auszurichten haben, so werden sie auch gemeiniglich später ausgebildet. Ein kleiner Kopf wird bald reif, denn er hat nicht viel in der Welt zu thun. Er ist eine Pflanze, die in einer Nacht wächst, reift und verdorret.

§. 119.

Da aber das Genie in einem Menschen die Fähigkeit ist, welche am meisten ausgebildet wird, und unter allen Kräften der Seele die meiste Stärke erlangt, so wird es auch am letzten alt. **Young** zeigt in seinem hohen Alter noch die unnachamliche, glühende Einbildungskraft; sein Brief an Richardson von den Originalwerken, weist noch die Hand des Meisters, der so viel eignes hat. Herr von **Voltaire** ist noch bei grauen Haaren eben derselbe. Seine Einbildungskraft schimmert noch in dem Candide, ob er sich gleich in diesem Werke auf eine unverzeihliche Art beschimpft und erniedrigt hat. **Wolf** philosophirte bis an seinen Tod.

§. 120.

Ohngeachtet das Genie, wenn es einmal in der Seele entwickelt worden, sehr feste Wurzeln schlägt, und mit dem Menschen durch alle Alter durchwandert, so leidet es doch in den unterschiednen Stufen der Jahre manche Abänderung. Die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft dauert bei den wenigsten Menschen bis ins hohe Alter. Sie verschwindet gemeiniglich mit den lebhaften Empfindungen des Körpers, und macht der Beurtheilungskraft Raum, sich zu zeigen. Daher hat jedes Alter seine ihm angewiesnen Fähigkeiten, mit denen es eine Kunst oder Wissenschaft besser bearbeiten kan, als die andre. Ich sehe hier nicht auf die außerordentlichen Er-

scheinungen, da es Menschen giebt, die sich in allen Altern gleich sind. Ein Jüngling ist ein beßrer Dichter, und ein Alter ein beßrer Philosoph. **Haller** dichtet in seinem Alter nicht so feurig, als da er die Doris besang, und auf der Alpen hohen Spitzen über den Wolken stand.

§. 121.

Die Jahrszeiten haben mit unsrem Körper, und daher auch mit unsrer Seele eine große Aehnlichkeit. Der Frühling unsrer Zeit treibt die ersten Sprossen, aber die Pflanze hat noch nicht die Kraft, eine Frucht herauszutreiben, ob sie uns gleich die schönste Hofnung zeigt. Der Sommer bildet den muthigen und feurigen Jüngling ab; der Herbst die Reife des mänlichen Verstandes, und der Alte schleicht mit wankenden Schritten gleich dem traurigen Winter daher. Er genießt blos die Früchte des Herbstes, und die schöpferische Kraft der jüngern Jahre verläßt ihn. *)

§. 122.

*) Ouid. Metamorph. L. 15. v. 199. sqq.

Quid? non in species secedere quatuor annum
Aspicis, aetatis peragentem imitamina nostrae?
Nam tener et lactens, puerique simillimus aeuo
Vere nouo est; tunc herba nitens et roboris expers
Turget, et insolida est, et spe delectat agrestes.
Omnia tum florent, florumque coloribus almus
Ludit ager, neque adhuc virtus in frondibus vlla est.
Transit in aestatem post ver robustior annus,

Fitque

§. 122.

Die Sitten der menschlichen Alter, und die unterschiedne Denkungsart, welche mit den Jahren abwechselt, hat uns niemand besser beschrieben, als **Aristoteles.** *) Man erkennet in diesem Gemählde noch immer die Meisterstriche dieses Weltweisen. Es giebt freilich in diesen Bildern noch manche Ausnahmen. Man findet Köpfe, welche in der Natur scheinen Sprünge zu machen. Es giebt junge Greiße und alte Jünglinge, Männer, die noch in der Kindheit sind. Allein diese Ausnahmen zerstöhren doch die allgemeine Regel nicht, nach welcher man dasjenige bestimt, was gemeiniglich zu geschehen pflegt. Ich werde hier nicht die Sitten der Alter überhaupt anzeigen, sondern blos in so fern sie einen Einfluß in den menschlichen Verstand haben.

§. 123.

In der Jugend sind die Theile des menschlichen Körpers noch schwach, und haben nicht die

Fitque valens iuuenis; neque enim robustior aetas
Vlla nec vberior, nec, quae magis ardeat, vlla est.
Excipit autumnus, posito feruore iuuentae
Maturus, mitisque inter iuuenemque senemque
Temperie medius, sparsus quoque tempora canis.
Inde senilis biems tremulo venit horrida passu
Aut spoliata suos, aut quos habet, alba capillos.

*) Rhetor. L. 2. C. 12. 13. 14.

gehörige Stärke und Vollkommenheit; daher sind auch die Vermögen der Seele noch nicht ausgearbeitet, und besonders der Verstand kan sich von der Schwäche, die ihm eigen ist, nicht loswinden.

Da junge Leute noch wenige Erfarungen in der Welt angestelt haben, so handeln sie nach keinem bestimten System. Sie sind in ihren Meinungen ungewiß, und werden wie ein Rohr von jedem Winde leicht hin und her gedreht; folglich sind sie zur Nachamung geschickter als ein jedes andres Alter, und können nachamende Künste mit Vortheil treiben. Wer in Zukunft ein großer Mahler werden will, muß den Pinsel bei Zeiten führen, die Natur und gute Originale der Kunst in frühen Jahren studiren. Die großen Tonkünstler haben in frühen Jahren angefangen ihr Ohr an die Harmonie zu gewöhnen, und ihren Gliedern in der Jugend die Fertigkeit gegeben, die sie bei spätern Jahren niemals erlangen konten.

§. 124.

Wegen der Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen lieben sie das Vergnügen und alles, was den Sinnen schmeichelt; daher ist ihr Verstand mehr geneigt, sich nach sinnlichen als vernünftigen Vorstellungen zu richten; folglich sind sie trocknen Wissenschaften nicht gewogen, welche die Sinnen nicht reitzen und ihren Verstand nicht belustigen, der zu sehr für das Angenehme eingenommen ist.

Ihre Begierden sind heftig, aber unbeständig; *) daher sind sie anfänglich in der Aufmerksamkeit hitzig, aber der Eifer dauert nicht lange, und fällt bald auf einen neuen Gegenstand. Sie können nicht wohl abstrahiren, aber sie sind einer glühenden Einbildungskraft fähig; also sind sie zu den schönen Wissenschaften geschickt, wo das Hauptwerk auf die Phantasie ankomt.

§. 125.

Da sie noch antreibende Leidenschaften haben, so sind sie geschickt neue Sachen zu entdecken, und fähig, die ersten Schwürigkeiten zu übersteigen; da sie aber nicht anhaltend sind, so können sie schwerlich, weil ihnen die Geduld fehlt, einen langen Plan ausführen, und ein weitläufiges Werk verfertigen. Eine anakreontische Ode, eine Fabel geräth ihnen eher, als ein Heldengedichte, oder ein Schauspiel. Daher ist es sehr vortheilhaft, wenn man in der Jugend viel Plane macht, wenn sie auch unvollständig und unvollkommen sind. Das reifere Alter, in welchem die Einbildungskraft nicht so erhitzt ist, findet alsdenn einen Faden, den es weiter ausdehnen und vollständiger machen kan. Ein Gedanke, eine kleine Aussicht, die man in der Jugend erfindet, giebt dem mänlichen Alter oft Gelegenheit zu der schönsten Ausführung.

§. 126.

*) Horat.
Cupidusque et amata relinquere pernix.

§. 126.

Weil man in der Jugend noch kein System hat, und dem Verstande der Aeltern mehr zutraut, so ist man leichtgläubig. Darum kan der Verstand in der Jugend am besten geleitet, und auf seinen rechten Punkt gewiesen werden; aber eben so leicht ist es, daß man wegen der noch schwankenden Begriffe zu Irrthümern verführt wird.

In der Jugend hat man mehr Witz als Scharfsinnigkeit; aber der Witz ist wegen der noch anklebenden Flüchtigkeit nicht gründlich. Er schwärmt nur auf der Oberfläche der Dinge herum, nnd läßt das Innre unberührt.

§. 127.

Man hat ein großes Zutrauen zu sich selbst, und findet nichts als Vollkommenheiten in seinen Handlungen; man vergleicht andre mit sich selbst, und findet eine Menge Unvollkommenheiten und lächerlicher Dinge, die man durch den schwelgerischen Witz noch mehr erhöht; darum sind junge Leute zur Satyre nicht ungeschickt, ob sie gleich aus Mangel der Erfarung und Einsicht in das Wesen der Dinge und die Abmessung der Sitten, noch nicht zur Vollkommenheit gelangen können.

§. 128.

Da sie alles nach dem sinnlichen Schein beurtheilen, so haben sie nicht die besten Einsichten von

der

der Tugend und dem Verstande; daher sehen sie einen Spötter mit Verwunderung an, welcher ehrwürdige Dinge lächerlich macht. Sie können es wohl vertragen, wenn man die Tugend, die sich bisweilen in eine rauhe Decke verhüllt, Scheinheiligkeit nent, und sie zu Menschen verweist, welche der Welt schon abgestorben sind, und von dem Glanze sinnlicher Dinge nicht mehr gerührt werden. Ein Narr, der in der Gesellschaft mit witzigen Einfällen spielt, ist in ihren Augen eine größere Person, als ein Weltweiser, der ihnen die Sittenlehre predigt.

§. 129.

Sie lassen sich gerne durch das Vorurtheil des Neuen überraschen, und verachten daher auf eine ungebührende Weise das Alte; ohne zu untersuchen, welches von beiden das Vorzüglichste ist. Man kan sich dieses Vorurtheils in ihrem Unterricht glücklich bedienen, wenn man ihnen das Alte in einem neuen Kleide vorstellt; denn sie sehen doch nur auf den äußern Schein. Wegen der Heftigkeit ihrer Leidenschaften und der Einbildung von ihren Vorzügen lassen sie sich nicht gerne tadeln, und wollen daher auch in Dingen recht haben, die sie nicht verstehn. Ein Hofmeister ist ihnen unerträglich, wenn er es nicht so weit bringen kan, daß sie den Tadel nicht merken, oder wenn er sie nicht unvermerkt dahin bringt, daß sie selbst darauf fallen,

und

und ihren Irrthum entdecken; daher ist ihnen ein elender Schmeichler, der sie mit Bewunderung hört, sie mögen auf der ebnen Bahn der Warheit fortschreiten, oder sich im Labyrinth des Irrthums verwickeln, viel angenehmer und wichtiger; ob man gleich, wenn man einmal ihr Zutrauen gewonnen hat, alles mit ihnen ausrichten kan.

§. 130.

Die **Alten** sind der Jugend entgegen gesetzt; folglich sind ihre Sitten und Denkungsart von derselben ganz und gar unterschieden. Da ihr Körper nicht mehr fähig ist, das Vergnügen in dem Grade der Lebhaftigkeit zu empfinden, wie in den Jahren des fühlenden Jünglings, so wird ihnen die sinnliche Lust nach und nach unbekant, und endlich gar so unbegreiflich, daß sie es sich kaum einbilden können, wie dieselbe ein so heftiger Bewegungsgrund zu der Thätigkeit eines Jünglings ist. Sie sind also nicht gute Aesthetiker, und sehen alles sinnliche Vergnügen, welches doch auch ein wahres Vergnügen ist, denn sonst würde es die Natur nicht in uns gelegt haben, als ein läppisches Spielwerk an.

§. 131.

Weil sie von den Vorzügen ihres Verstandes eingenommen, auf ihre langwierige Erfarung stolz sind, so verachten sie gemeiniglich die Gelehrsamkeit der jüngern Welt; indem sie hartnäckig bei ihrem

rem System bleiben, und glauben, es sei alles vorher bekant gewesen, was irgend die Neuern erfinden. Sie würden eine Entdeckung willig annehmen, wenn sie wäre erfunden worden, da sie noch Jünglinge waren. So habe ich alte Gelehrte auf die Aesthetik schmälen hören, ob sie dieselbe gleich nicht verstunden, auch sich im geringsten nicht bemühten, einen Begrif davon zu bekommen, weil sie von dem Vorurtheile des Alterthums zu sehr eingenommen waren; da man doch aus eben dem Grunde überzeugt seyn kan, daß sie dieselbe bis an den Himmel erheben würden, wenn sie vor funfzig Jahren wäre in ein Lehrgebäude gebracht worden.

§. 132.

Sie sind höchst eigensinnig, und daher im eigentlichen Verstande unverbesserlich. Ihre Grundsätze sind zu tief eingewurzelt; deswegen sind ihre Meinungen entweder gar nicht, oder doch viel schwerer auszurotten, als bei jungen Leuten. Ein alter Sünder ist nicht leicht zu bekehren.

§. 133.

Da ihre Begierden nicht mehr heftig sind, und sie wenig antreibende Leidenschaften haben, so sind sie zu Erfindungen wenig geschickt; am wenigsten ist ein Werk der Einbildungskraft von ihnen zu erwarten; ob sie gleich zu den Erfindungen noch Fähigkeit haben, welche durch Hülfe einer ruhigen und

vom sinnlichen entfernten Abstraktion gemacht werden. **Wolf** erfand noch im Alter; allein es waren blos Folgesätze aus seinen vorigen wichtigen Entdeckungen, auf die er in jüngern Jahren durch die Schärfe seiner Beurtheilungskraft gefallen war. Ihr Verstand wird mit dem Körper schwach. Wenn sie die hohen Stufen des Alters erreichen, so wird ihnen sogar dasjenige unbegreiflich, was sie selbst erfunden haben. **Newton**, der große **Newton** weinte im Alter, da er seine mathematischen Berechnungen nicht mehr verstand, die ihm sonst ein Zeitvertreib gewesen waren.

§. 134.

Ihr Temperament ist gemeiniglich melancholisch; denn man findet wohl bisweilen junge Greisse, welche den frühern Jahren die Lebhaftigkeit abgeborgt zu haben scheinen, aber sie sind doch selten anzutreffen. Darum ist der Eigennutz ihre Hauptleidenschaft, und sie sind Liebhaber des Geldes. Die Brodtwissenschaften haben deswegen in ihren Augen den höchsten Rang; sie treiben sie selbst am liebsten, und hüten sich wohl, jungen Leuten etwas anders anzurathen, als was zu Beförderung ihres Unterhalts dient. Weil sie wegen des zuversichtlichen Vertrauens auf ihre Erfarnng keinen Widerspruch leiden können, so verwerfen sie alles ohne Untersuchung, was ihrer Lieblingsmeinung widerspricht,

spricht, und machen aus den kleinsten Fehlern die grösten Verbrechen.

§. 135.

Aber liebenswürdig sind sie, wenn Verstand, Vernunft und Erfarung sie von den Vorurtheilen des Alters befreit, die sie im hohen Grade, obgleich nicht mit der Lebhaftigkeit der Jugend besitzen. Ein Jüngling ist glücklich, wenn er einen jungen Alten zum Führer erhält, welcher mit seinen Schwachheiten Mitleiden hat, sein Feuer durch seinen Verstand mäßigen, und die wilde Einbildungskraft auf den gehörigen Punkt lenken kan, ohne daß er merkt, daß er seiner Freiheit den Zügel anlegt.

§. 136.

Das **mänliche Alter** hat in Ansehung des Verstandes, den Vorzug vor den übrigen. Es besitzt die Vortreflichkeit der Jugend und die Güte des Alters zusammen. Die Lebhaftigkeit der Jugend, obgleich in einem gemäßigterem Grade, und den Verstand des Alters, von den Vorurtheilen desselben befreit. Die Vernunft erscheint in diesem Alter in einem ehrwürdigen Glanze, indem nun der Körper zur gehörigen Stärke, und zu der grösten Vollkommenheit gelangt ist. Es ist weder von dem schwankenden Wahne der Jugend, noch von dem festen Eigendünkel der spätern Jahre beschwert; sondern der Mann sucht aus beiden die Warheit

ohne Partheilichkeit heraus. Sein Verstand ist am fähigsten sich auszubilden, sein Muth standhaft, und sein Temperament cholerisch. Die Ehre feuert ihn an, er unternimt die schwersten Dinge, und bahnt sich durch unermüdeten Eifer den Weg zum stolzen Klange des Nachruhms.

Fünfter Abschnit.

Vom Körper.

§. 137.

Leib und Seele, diese vertrauten Freunde, sind in einer genauen Vereinigung. Gewisse Bewegungen im Körper erfolgen, wenn es die Seele befiehlt, und sie hören auf, wenn sie es wünscht. Wenn der Körper innerliche oder äußerliche Empfindungen hat, so empfindet auch die Seele. Sind diese Empfindungen stark, schwach, lebhaft, dauerhaft oder kurz, so ist ihnen die Vorstellung der Seele proportionirt. Sie stelt sich also eine heftige Empfindung lebhafter vor, als eine schwache; und eine dauerhaftigere bringt einen längern Eindruck in ihr zuwege, als eine kurze. Ein Donnerschlag macht in der Seele eine heftigere Empfindung rege, als das Summen einer Biene; das

Licht der Sonne wirkt heftiger in ihr, als das Glänzen eines Johannswurms. Dieses lehrt uns die tägliche Erfarung, und alle Lehrgebäude von der Vereinigung der Seele und des Leibes müssen sich auf dieselbige gründen. Man wird sie immer und mit Grund als Schwärmereien ansehen, wenn sie davon abweichen; solten sie auch sonst mit der grösten Scharfsinnigkeit und mit einem seltnen Witze erfunden seyn.

Ich werde hier nicht untersuchen, wie die Seele in den Körper wirkt; sondern wie der Körper und seine verschiednen Zustände einen Einfluß in die Kräfte der menschlichen Seele haben. Ich werde auch die Monadisten und diejenigen, welche die vorher bestimte Harmonie vertheidigen, nicht widerlegen; sondern ich setze mit den besten Weltweisen voraus, daß der Körper in die Seele wirkt; denn ob wir es gleich nicht bestimmen können, wie es zugeht, so ist dieses doch kein Grund die Wirkung zu verwerfen; da wir es überhaupt nicht bestimmen können, wie eine Substanz in die andre wirkt. Wenn man die Wirkung des Körpers in den menschlichen Verstand bestimmen will, so kan man in mancherlei Irthümer verfallen, wenn man dem Körper und seiner Organisation zuviel zuschreibt. Einige neuere Weltweisen scheinen den Unterschied zwischen den Seelen der Menschen und der Thiere bloß aus dem Organismus des Körpers herzuleiten. Man

setze die Seele einer Auster in den Körper eines Menschen, sie wird so vernünftig werden, als die Menschenseelen. Vieleicht hätte **De la Metrie** seinen Affen vernünftig gemacht, wenn er ihn in seinen Körper hätte versetzen können. Ein neuer Schriftsteller sagt: Um wie viel mehr war **Lais** über die **Xantippe**, und **Newton** über einen **Affen**, als durch eine glückliche Organisation im Grunde erhoben! *)

Der Gedanke scheint neu und glänzend, aber er ist darum nicht gründlich. Weit schöner und richtiger sagt **Anakreon**:

Die Natur gab den Ochsen Hörner,
Den Pferden Huffe,
Den Hasen schnelle Läufte,
Den Löwen weite Rachen;
Die Fische lehrt sie schwimmen,
Die Vögel fliegen;
Aber den Menschen gab sie Vernunft. *)

§. 138.

*) Zimmermans Nationalstolz, S. 92.
**) Anacreon Od. 2.

φύσις κέρατα ταύροις,
Ὁπλὰς δ' ἔδωκεν ἵπποις,
Ποδωκίην λαγωοῖς,
Λέκσι χάσμ' ὀδόντων,
Τοῖς ἰχθύσιν τὸ νυκτὸν,
Τοῖς ὀρνέοις πέτασθαι,
Τοῖς δ' ἀνδράσιν φρόνημα.

§. 138.

Die Dinge in der Welt haben alle ihre wesentliche Schranken, welche sie niemals überschreiten, auch nicht überschreiten können. Diese hat ihnen der Wille des Schöpfers zu ihrer Bestimmung gegeben; sonst wären sie nicht ein- und eben dieselben, sondern andre Dinge. Die Engel haben wahrscheinlich eine andre Metaphysik als die Menschen; und die Menschen können wohl an die Stufen der Engel gränzen, aber niemals Engel werden.

Setzt eine kosmologische Monade in die Lage der Seele im menschlichen Körper, sie wird aus ihrem Todtenschlafe nie erwachen, oder sich zu der Hoheit der menschlichen Vernunft schwingen.

§. 139.

Helvetius leitet den Unterschied der menschlichen Seelen von den Thierseelen aus dem Unterschiede der äußerlichen Organe. Er giebt den Menschen zwei Fähigkeiten, die sie mit den Thieren gemein haben, Gefühl und Gedächtniß; und leitet den übrigen Unterschied blos aus den bessern Organen des Menschen, und einigen andern Umständen. Die Thiere, sagt er, haben nicht Hände, wie die Menschen; sondern Krallen, Tatzen und Klauen. Sie leben nicht so lange als die Menschen; sie haben weniger Bedürfnisse, sie sind vor dem Men-

 schen

schen flüchtig, und leben nicht unter allen Himmelsstrichen. *) Aber würde einem Menschen wohl die Vernunft fehlen, wenn er ohne Hände gebohren würde, wenn er stat der Hände, Klauen oder Tatzen hätte? Es würde ihm blos das Gefühl fehlen, wozu wir durch die Hände gelangen, und er würde die Entdeckungen nicht machen, die durch Hülfe der Hände geschehen. Machen aber diese unsre ganze Vernunft aus? Ueberhaupt ist diese Meinung von den Händen der Menschen nicht neu. **Anaxagoras** behauptete schon, der Mensch wäre das weiseste Thier, weil er Hände hätte. Die Hände haben freilich viel Vorzüge vor den Tatzen und Klauen der Thiere. Diese sind zu gewissen Verrichtungen gleichsam von Natur bestimt; aber der Gebrauch der Hände ist unbestimt und allgemeiner, zu mehr und mannichfaltigern Verrichtungen tüchtig. Sie dienen dem Menschen stat aller Werkzeuge und Waffen, wie es die Wilden bezeugen, die dem Stande der Natur am nächsten kommen. Aber ohne die Vernunft würden die Hände unsre Seele niemals zu einem Geiste machen. Daher sagt **Aristoteles** viel gründlicher, der Mensch hat darum Hände, weil er der weiseste ist, und nicht, er ist der weiseste, weil er Hände hat.

§. 140.

*) Heluetius de l'esprit, Disc. I. Chap. I.

§. 140.

In einem kurzen Leben, welches wie ein Wintertag verfliegt, können wir allerdings nicht so viel Begriffe sammeln, als in einem Jahrhunderte; aber in dem Verstande und der Vernunft macht die Menge der Begriffe keinen Hauptunterschied, sondern blos die Art und Weise, wie wir uns etwas vorstellen. Ein bloßer Gedächtnißgelehrter, der ein ungeheuer Chaos in seinem Kopfe hat, besitzt oft weniger Vernunft, als einer der hinter dem Pfluge hergeht. Wie viele Menschen leben nicht einen eben so kurzen Zeitraum, als die Thiere, und sind doch weit über sie erhoben. Manche Thiere leben sogar länger als der Mensch, und sind doch weit unter dem Könige der Schöpfung erniedrigt. Dieses könte von einigem Gewichte seyn, wenn die Thiere, welche am längsten lebten, mit ihrer Seele die Thiere, welche kurz leben, überträfen. Aber auch dieses ist wider die Erfarung. Die Thiere, welche an Sinnen, Erziehung, Erfarung und langem Leben einen Vorzug haben, äußern nicht die grösten Kunstfähigkeiten, sondern bloß die Affektentriebe. *) Aber die unedelsten Thiere, denen zum Theil Gesicht oder Gehör mangelt, oder die ein kurzes Leben führen, die sich ohne alle Erziehung der Aeltern forthelfen müssen, äußern die vortreflichsten Kunst-

*) Reimarus von den Trieben der Thiere, C. XI.

Kunstfähigkeiten. Ohne zu untersuchen, woher diese außerordentliche Fähigkeit entsteht, so sieht man doch so viel, daß die Kürze und Länge des Lebens in Ansehung der Vernunft nicht von großem Gewichte ist.

§. 141.

Die Menschen musten anfänglich im Stande der Natur auch wenig Bedürfnisse haben; vieleicht ursprünglich eben so wenig, wie die Thiere. Wie wenig Bedürfnisse haben die Wilden, die noch in der grösten Aenlichkeit mit dem Stande der Natur sind. Aber man erkent es nicht bloß aus der Gestalt, daß sie Menschen, und über das Vieh erhoben sind, Troz ihrer wenigen und geringen Bedürfnisse; ob ihre Vernunft gleich nicht zu der Höhe gelangt, wie bei gesitteten Völkern, die mehr Bedürfnisse, und folglich auch mehr Triebe haben, sie zu erfüllen.

§. 142.

Daß die Thiere vor dem Menschen flüchtig sind, komt eben daher, weil die Vernunft die Menschen gelehrt hat auf Waffen zu denken, sich vor dem Anfall der Thiere in Sicherheit zu setzen. Diese allein macht ihn zum Herrn der Schöpfung, und zum Gebieter der Thiere; nicht die Hände, nicht das längere Leben. Der Stärkere erliegt unter dem Schwächern. Niemals haben die Thiere auf Werkzeuge gedacht, sich der Herrschaft des Menschen

schen zu widersetzen; ihre Seele hat ihre bestimte Schranken, die sie niemals übersteigt oder unter gegenwärtigen Umständen übersteigen kan. Die Affen in Ostindien, welche den Menschen so ähnlich sehen, und die man deswegen vor die **Faunen** und **Satyren** der Alten hält, wärmen sich gern bei dem zurückgelaßnen Feuer der Einwohner oder Reisenden in den Wäldern. Aber noch niemals hat man gesehen, daß sie so klug gewesen, einiges Holz zur Unterhaltung des Feuers anzulegen, ob sie es gleich öfters gesehen haben. Daß ein Mensch, der als ein Kind unter die Thiere komt, seine Fähigkeiten nicht äußert, ist natürlich; und es würde ein Wunder seyn, wenn er sie äußerte; denn sie werden in diesem Zustande gehindert, und keine Kraft wirkt, so lange die Hindernisse vorhanden seyn, die ihre Wirkung unmöglich machen.

§. 143.

Daß die Menschen unter allen Himmelsstrichen leben, und die Thiere nur unter einem, entscheidet in der Meinung des Herrn **Helvetius** gar nichts. Die Lebensart unter verschiednen Himmelsstrichen kan zwar zu vielen Erfarungen, Beobachtungen und neuen Begriffen Anlaß geben; aber ein Bootsknecht der alle Himmelsstriche durchreist, ist darum nicht klüger, als ein Mensch, der nie aus seinem Vaterlande kommen ist. Die Katzen,

Mäuse und Hunde, die mit **Anson** bei den Antipoden gewesen, sind gewiß nicht vernünftiger nach England zurückgekehrt, als sie herauskamen. Die Thiere werden unter allen Himmelsstrichen ihren Trieben nachgehn; die Katze wird in Peru Mäuse fangen, wie sie dieselben in Rußland fieng, und der Seidenwurm wird in Afrika spinnen, wie in Persien. Die ersten Menschen lebten viele Jahrhunderte unter einem Himmelsstriche, waren sie darum weniger vernünftig, als andre, die alle Weltgegenden durchreist sind?

§. 144.

Gebt einem Thiere ein hundertjähriges Leben, laßt es unter allen Himmelsstrichen leben, gebt *ihm* Menschenhände; es wird in hundert Jahren noch eben das Thier seyn, welches es in seiner Jugend war. Es wird eben so wenig ein Mensch werden, wie der Affe des **De la Metrie**.

Dieser Gott, der in uns ist, dieser Funke des göttlichen Ebenbildes, diese schönste Gabe des Himmels, die Vernunft, ist das Erbtheil des glück*li*chern Menschen. Diese erhebt ihn über das Vieh; nicht der Himmelsstrich, nicht die Menge der Bedürfnisse, nicht das lange Leben, nicht die Hände. Alle diese Dinge tragen vieles bei, die Vernunft des Menschen zu entwickeln; dieses kan man nicht leugnen. Aber sie allein würden uns die Vernunft

nicht

nicht geben, wenn nicht schon ihr Saame durch die Hand der Gottheit in uns gepflanzt wäre. Viele Thiere übertreffen sogar die Menschen in der wohleingerichteten Beschaffenheit der sinnlichen Werkzeuge. Die Raubvögel sehen ihren Raub in der Ferne; sie riechen ein Aaß in der grösten Weite; Eulen und Katzen sehen im Dunkeln, und wie vollkommen ist der Geruch eines Hundes! Aber bei allen diesen vortreflichen Organen haben sie sich noch nicht zu der Höhe der Vernunft geschwungen. Die Natur hat sie vieleicht mit so scharfen Organen begabt, daß sie der Vernunft desto leichter entberen können. Die Menschen sind sehr ungewiß bei den Versuchen ihrer Sinnen. Was dem Sinne oft am meisten schmeichelt, ist uns am schädlichsten; und was ihn beleidigt, bringt uns Vortheil. Die Thiere aber irren sich niemals, oder doch sehr selten. Eine Blume, die das Auge reitzt, ist oft durch den Geruch tödtlich. Die Thiere irren sich in ihrem Futter nicht. Sie wissen das schädliche von dem unschädlichen wohl zu unterscheiden, ob sie es gleich von niemanden gelernt haben. **Linnäus** hat durch zweitausend, dreihundert und vierzehn Versuche gefunden, daß Ochsen zweihundert sechs und siebzig Kräuter essen, zweihundert und achtzehn aber stehn lassen; daß Ziegen vierhundert und neun und vierzig essen, aber hundert und sechs und zwanzig nicht berühren; den Schafen schmecken dreihundert

hundert und sieben und achtzig Kräuter, aber hundert und ein und vierzig lassen sie stehn; Pferde essen zweihundert und zwei und sechzig Kräuter, und lassen zweihundert uud zwölfe stehn; Schweine essen zwei und siebzig Gewächse, und hundert und ein und siebzig achten sie nicht. *)

§. 145.

Wenn man diese scheinbaren Irthümer vermeidet, so kan man doch den merklichen Einfluß des Körpers in den menschlichen Verstand nicht leugnen. Der Körper ist der Gesichtspunkt, aus dem sich die Seele die Welt vorstelt. Also muß die Vorstellung nach dem Unterschied des Körpers verschieden seyn. Es ist gewiß, daß eine Menschenseele, wenn sie in den Körper eines unvernünftigen Viehes versezt würde, sich die Welt nach der Lage dieses Körpers vorstellen würde; und es ist warscheinlich, daß ob sie gleich die ursprüngliche Anlage der Vernunft hätte, sie doch nie zur Ausübung der Vernunft gelangen würde.

§. 146.

Vieleicht könten wir mehr bestimmen, wenn wir den Organismus des Gehirnes besser kenten; und

*) Linnaeus in pane Suecico, sub finem amoenit. acad. Vol. II. und Reimarus Betrachtungen über die Triebe der Thiere, C. VI. §. 70.

und was zu einer glücklichen Zusammensetzung seiner nothwendigen Theile, und zu ihrer vollkommenen Beschaffenheit gehörte. Da wir aber in diesem Felde noch im Finstern tappen, so wäre es eine Verwegenheit Dinge zu bestimmen, davon wir keine Begriffe haben; und es ist unsre Schuldigkeit, unsre Unwissenheit zu bekennen. Ist es nicht vernünftiger zu sagen, ich weiß nicht, als jemanden Hirngespinste vor Warheiten zu verkaufen?

§. 147.

So viel ist unstreitig, daß unsre Seele mit ihren Vorstellungen und Neigungen, in ihren obern und untern Kräften von der Stellung oder Lage ihres Körpers in der Welt mehr abhängt, als man sich gemeiniglich einbildet. Zu dieser Lage des Körpers gehört nicht allein sein Ort in der Welt, sondern auch sein innerlicher und äußerlicher Organismus, die Beschaffenheit seiner festen und flüßigen Theile, ihre Verbindung und Verhältniß gegen einander, ihre Veränderungen, und alle diejenigen Dinge, die eine Veränderung in ihm zuwege bringen können.

§. 148.

Die Seele stelt sich die Dinge in der Welt nach der Lage oder dem Stande ihres Körpers vor; und diese dient ihr den Unterschied der Begriffe herfürzubringen. Die sinnlichen Werkzeuge, durch welche die Seele die ersten Begriffe von den Din-

gen bekomt, die außer ihr sind, müssen in einer proportionirten Entfernung von den äußerlichen Dingen seyn, wenn man gehörig empfinden soll. Ist ein Gegenstand zu weit von dem Auge entfernt, so kan man ihn von andern Dingen nicht unterscheiden. Die Sterne in der Milchfraße fließen als ein weisser Strich am Himmel zusammen; folglich macht die Lage des Körpers, daß die Seele eine dunkle Vorstellung davon hat. Ein Myops hat in einer Entfernung von funfzig Schritten dunkle Vorstellungen, die einen Presbyten klar sind. Kommen wir dem Gegenstande näher, so unterscheidet ihn das Auge, von den um ihn sich befindenden Dingen. Hier bekomt also die Seele nach der Lage des Körpers einen klaren Begrif. Kommen wir ihm noch näher, so unterscheiden wir ihn nicht allein, von andern Dingen neben ihm, sondern wir sehen auch das Mannichfaltige in ihm selbst, das uns vorher in ein Chaos zusammenfloß. Alsdenn bekomt die Seele nach dem Stande des Körpers einen deutlichen Begrif. Also hilft die Lage des Körpers der Seele zu dem Unterschiede der Begriffe. Wie es mit einem Sinne beschaffen ist, so ist es auch mit den übrigen, wenigstens was die klaren Begriffe anbetrift; denn das Gesicht komt unter allen Sinnen dem Verstande am nächsten. Die Seele wird durch den Körper eingeschränkt, ihre Vorstellungen nur auf diejenigen Dinge zu richten,

die ihr am nächsten sind, und die sie mit den sinnlichen Werkzeugen erreichen kan. Wenn sie die ganze Welt auf einmal übersehen solte, so würde sie sich in einem Schwindel befinden, und niemals klare und deutliche Begriffe haben. Es würden auf einmal tausend Gegenstände vorbeirauschen, und auf diese würden in dem folgenden Moment eben so viele folgen; folglich könte sie ihre Vorstellungskraft nicht auf einen Punkt heften, um ihn mit Muse zu betrachten. Daher ist ihr Körper ihr Gesichtspunkt, aus dem sie die Welt übersieht. Durch Hülfe ihres Körpers kan sie bei einem Gegenstande stehn bleiben, und die dunkle Vorstellung nach und nach zu einem deutlichen Begriffe erhöhen. Sie hat Zeit, da sie andre Gegenstände durch Hülfe der Abstraktion von sich entfernen kan, zuerst das Ganze zu übersehen, und denn jeden Theil nach dem andern.

§. 149.

Es ist also augenscheinlich klar, daß sich alle sinnliche Vorstellungen nach der Lage des Körpers richten; aber eben dieses gilt auch von den andern Vorstellungen; nur mit dem Unterschiede, die sinnlichen Vorstellungen hängen zunächst vom Körper ab, die andern aber auf eine entfernte Weise. Die Empfindungen sind die Grundlage aller Vorstellungen der Seele. Die deutlichen entstehn durch Hülfe der Abstraktion von den sinnlichen; also geht die

Lage des Körpers alle Vorstellungen an, wenn man auf die Quelle derselbigen zurücksieht. *) Will man aufmerksam seyn, so bringt man den Gegenstand unter die gehörige Lage des Körpers; will man abstrahiren, so entfernt man sich davon. Die Einbildungen hängen genau an den Empfindungen. Je lebhafter die Empfindung ist, desto lebhafter wird die Einbildung seyn, obgleich niemals in dem Grade der Klarheit. Es sei denn in einem außerordentlichen Zustande, wo man die Einbildungen mit den Empfindungen verwechselt. Dergleichen Beweise könte man von allen Fähigkeiten der Seele führen.

Die lebhaften und schwachen Vorstellungen der Seele entstehn gemeiniglich aus einer ihr proportionirten Lage des Körpers. Die größere oder geringere Spannung der Nerven erhebt oder verändert die Lebhaftigkeit der Vorstellungen. Wie empfindlich ist einem Menschen, der auf die Folter gespant wird, die geringste Berührung; wie unempfindlich ist im Gegentheil ein Mensch, dessen Nerven erschlaft sind.

§. 150.

Wenn ein Mensch gesund ist, so ist er geschickter zum Nachdenken, als wenn er schwach ist. Mit dem

*) Nihil est in intellectu, quod non antea fuerat in sensu.

dem Wachsthum der Kräfte des Körpers nimt die Kraft der Seele zu; und wenn der Körper schwach ist, so wird auch die Seele unthätig. Eine große Ermüdung des Körpers macht zugleich die Seele träge.

Der Körper, der dem Geist zu dem erkanten Wohl,
Das er hier nie erreicht, die Bilder schöpfen soll,
Sinnt, wie er ihm sein Amt, das Denken unterdrücke,
Und wafnet das Gefühl zum Schergen seiner Tücke.

Das Heavtontimorumenische, welches die Seele so sehr niederdrückt, hängt meistentheils von der schlechten Beschaffenheit des Körpers ab.

§. 151.

Wenn der Körper in einem außerordentlichen Zustande sich befindet, so handelt auch die Seele ungewöhnlich. Daher that **Krüger** den Vorschlag, um Experimente mit der Seele zu machen, solte man den Körper entweder in einen außerordentlichen Zustand versetzen, oder doch genau auf die Seele Achtung geben, wenn der Körper durch besondre Krankheiten in einem ungewöhnlichen Zustande sich befände. Der gar zu frühzeitige Verstand der Kinder hängt von der Lage ihres Körpers

ab, welche ungewöhnlich ist. Er ist eher ausgebildet, als es gewöhnlicher Weise bei andern Menschen geschieht. Daher kan man diesen Zustand als eine Krankheit ansehn, wo die Nerven bei der übrigen schwächlichen Beschaffenheit des Körpers, vor der Zeit in einem solchen Zustande sind, den sie ordentlich erst im mänlichen Alter erreichen. Aus der Ursache ist das gemeine Sprüchwort nicht gänzlich ohne Grund, daß kluge Kinder nicht lange leben, sondern frühzeitig sterben. Die Erfarung bezeugt es auch in den meisten Fällen. **Huart** hörte einen kranken Landmann in einer phrenetischen Krankheit mit solchem oratorischen Nachdruck von der Seeligkeit und der Sorge vor seine Kinder reden, daß **Cicero** auch vor dem römischen Senat nicht hätte beredter seyn können. Leute von schlechtem Verstande werden oft in solchen Krankheiten verständig, und Verständige dumm. In diesem Zustande haben sie manchmal die Gabe der Weissagung wie **Cicero** bemerkt hat. *) Mehr dergleichen Beispiele findet man im Anhange zu **Krügers** Experimentalseelenlehre.

§. 152.

Die Unmäßigkeit im Essen und Trinken und andern Wollüsten des Leibes, entkräftet nach und nach

*) Cic. de diuinat. Qui valetudinis vitio furunt et melancholici dicuntur, habent aliquid in animis praesagiens et diuinum.

nach den Körper, und versetzt die Seele in eine Art der Dummheit, die sie zum scharfen Nachdenken ganz und gar unfähig macht. Die Mäßigkeit hingegen befestigt den Körper, und befördert die Stärke der Seelenkräfte. Daher fodert **Horaz** von einem künftigen Dichter eine genaue Enthaltsamkeit, und **Petron** räth sie ebenfals an. *)

§. 153.

Die Leibesbewegung hat auf die Veränderung der Seele einen wichtigen Einfluß. Der Körper befindet sich nach einer seinen Kräften proportionirten Bewegung in einem Zustande der Munterkeit, worinn die Seele zum Nachdenken überaus geschickt ist. Sie ist der Pegasus, der uns zu den Musen führt. **) Und die regelmäßige Uebung des Körpers, wodurch er in einer beständigen Lebhaftigkeit erhalten wird, versetzt die Seele in eben dem Grade in ein muntres, lebhaftes Wesen. Die Franzosen legen sich viel auf Leibesübungen, Fechten, Reuten, Tanzen. Diese Bewegungen des Körpers

 geben

*) *Multa tulit fecitque puer, sudauit et alsit,*
Abstinuit venere.

HORAT.

Frugalitatis lege palleat exacta.

PETRON.

**) Plin. L. I. ep. 6. Mirum est, vt animus agitatione motuque corporis excitetur.

geben ihnen nicht nur ein ungezwungenes Ansehn, sondern sie haben auch eine gewisse mechanische Wirkung über das Gemüthe, indem sie die Lebensgeister beständig munter und in Bewegung erhalten. *) Das Mechanische oder das Talent, welches hauptsächlich in der bestimten Geschicklichkeit des Körpers zu dem schönen Ausdruck gehört, hilft dem Genie auf, und ohne dasselbe kan es sich nicht in aller seiner Volkommenheit zeigen. Was nützt einem Mahler das beste Genie, wenn seine Hand nicht geschmeidig ist alles auszudrücken, und wenn sein Auge nicht nachahmen kan. Seine Hand muß durch frühe und mannichfaltige Uebungen so biegsam werden, daß sie alle Linien treffen kan, welche die Einbildungskraft erfindet. Eben so geübt muß das Auge seyn, Licht, Farben und Schatten zu beurtheilen. Diese Fertigkeit des Körpers trägt sogar vieles zu der individuellen Bestimmung des Genies bei. Ein Mensch, der eine gute Einbildungskraft hat, ist gleich geschickt zu allen schönen Künsten. Aber sein Ohr empfindet feiner als sein Auge; er hat also eine bessere Anlage zu einem Tonkünstler als zu einem Mahler.

§. 154.

Wenn man den Stand des Körpers nicht bloß von seinem Orte in der Reihe der Dinge erklärt, sondern

*) Addisons Anmerkungen über Italien.

sondern von seiner ganzen Beschaffenheit, in sofern sie einen Einfluß in die Seele hat, so gehören die Temperamente auch dazu. Das **Temperament des Körpers** ist überhaupt diejenige Beschaffenheit desselben, wodurch das Verhältniß der verschiedenen Begehrungsvermögen in der menschlichen Seele bestimt wird. Ich behaupte dadurch nicht, daß das Begehrungsvermögen und die Richtung desselben auf einen gewissen Punkt, immer und allein durch den Körper bestimt wird, sondern nur in gewissen Fällen.

§. 155.

Die Lehre von den Temperamenten ist unstreitig zuerst aus den Fabeln der Heiden entstanden, welche glaubten, die Götter hätten die Menschen aus ganz verschiednen Materien zusammengesetzt. Aber unter diesem Schleier war eine Warheit versteckt. So gewiß man überzeugt ist, daß ein jeder menschlicher Körper sein Temperament hat, und daß dessen Einfluß auf die Begehrungskraft der Seele, und mittelbar auf den Verstand nicht geringe sei; so verschieden sind die Naturkundiger in der Erklärung des Ursprungs der Temperamente. **Galenus** leitet sie aus den bekanten vier Feuchtigkeiten her, aus dem Blut, der Galle, dem Phlegma, und der schwarzen Galle. **Huart** aus der Wärme, Feuchtigkeit und Trockenheit; Andre

aus Salz, Schwefel und Queckſilber; andre aus den Feuertheilchen, Feuchtigkeiten und Erde im Blute, und **Krüger** aus der verschiednen Spannung der Nervenhäute. *) Es iſt wider meine Absicht, diese Meinungen zu beweiſen oder zu widerlegen; vieleicht trågt jede etwas zur Ausbildung des Temperaments bei.

§. 156.

So wie der Kőrper ſein Temperament hat, ſo komt auch der menſchlichen Seele eins zu. Das Temperament der Seele hångt hauptſåchlich von der Beſchaffenheit des Kőrpers ab und der Dinge, die in daſſelbe einen Einfluß haben. Einem jeden Menſchen wird ein Temperament angebohren; denn ein jeder Menſch bringt eine gewiſſe Beſchaffenheit des Kőrpers mit auf die Welt, und der Kőrper ſteht von ſeinem erſten Urſprung an in einer genauen Vereinigung mit der Seele. Die Neigungen ſind erſtlich bloß ſinnlich und entſtehn aus dunkeln Vorſtellungen; bis ſie nach und nach mit dem Wachsthum des Kőrpers aus deutlichen Vorſtellungen entſprießen und vernünftig werden kőnnen.

§. 157.

Das Temperament der Seele iſt bei dem Begehrungsvermőgen dasjenige, was bei der Vorſtellungs=

*) Krügers Phyſiologie, C. XVI.

stellungskraft das Genie ist. Daher muß ein vortrefliches Genie, wenn man andre Hindernisse übersieht, auch ein vortrefliches Temperament haben.

§. 158.

Da sich die Beschaffenheit des Körpers mit den Jahren ändert, so ändert sich auch das Temperament mit den abwechselnden Stufen des Alters. Daher hat gemeiniglich jedes Alter sein eignes Temperament. Darum ist der Jüngling, der Mann und der Alte in ihren Temperamente verschieden.

Das Temperament wird nicht allein durch das Alter geändert, sondern auch durch die Sitten und veränderte Lebensart der Menschen. Daher ist das angebohrne Temperament von dem erlangten wohl zu unterscheiden. **Sokrates** war mit einer Neigung zu allen Lastern gebohren. Seine Gesichtsbildung zeigte einen niederträchtigen Menschen an; und das Gesicht ist nur allzuoft ein Spiegel der Seele. Aber sein Fleiß in der Weltweisheit hatte die böse Natur überwunden, und er war so tugendhaft, als ein Mensch seyn konte, dem das Licht der Offenbarung fehlte.

§. 159.

Doch giebt es Fälle, wo das Temperament so leicht nicht geändert wird, wo die Wirkungen des Körpers so stark sind, daß sie Erziehung, Lebensart, Sitten und Vernunft überwiegen. Dieses ist

bisweilen ein **Nationaltemperament.** Man hat nicht ein einziges Beispiel, daß sich ein amerikanischer Wilder nach der Lebensart der Europäer gewöhnen können. Die Mißionarien bezeugen, man habe ihre Kinder aus der Wiege genommen, und sie mit vieler Sorgfalt auferziehen lassen; man habe nichts gespart, ihnen die Kentniß von den Gebräuchen ihrer Aeltern zu entziehen, und doch ist alle diese Vorsicht umsonst gewesen. Die Stärke des Geblüts hat stets über die Erziehung die Oberhand behalten. Kaum hat man sie in Freiheit gesehen, so haben sie ihre Kleider zerrissen, sind durch die Gehölze gegangen und haben ihre Völkerschaft aufgesucht, deren Lebensart sie derjenigen vorzogen, die sie unter den Europäern geführt hatten. Sie sind darinnen den Schweitzern ähnlich, bei denen das Heimweh solche erstaunende Wirkungen herfürbringt, daß sie uns widernatürlich scheinen.

§. 160.

Man nimt gemeiniglich vier einzele Temperamente an, nämlich das **sangvinische, cholerische, melancholische** und **phlegmatische.** Das letzte ist vieleicht blos ein Mangel des Herschenden. Die Menschen haben gemeiniglich alle vier Temperamente, doch in einer unendlichen Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Grade. Daraus entsteht wiederum eine unendliche Verschiedenheit der

Nei-

Neigungen, welche zur Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts unentberlich ist, und die göttliche Weisheit in der Ausführung ihrer Absichten in einem hellen Lichte zeigt.

§. 161.

Die Verschiedenheit, die aus dieser Mischung der Temperamente entsteht, auszuführen, wäre allzuweitläufig. Da aber unter diesen gemeiniglich Eines das Herschende ist, welches alle Begierden in einem gewissen Gesichtspunkte vereinigt; so ist es genug die Eigenschaften der einzlen herschenden Temperamente und ihren Einfluß auf den Verstand zu zeigen.

§. 162.

Das **cholerische Temperament** hat zarte und scharfgespante Nervenfäserchen; *) sie können also leicht in Bewegung gesetzt werden, aber die Bewegung dauert nicht lange. Daher haben Menschen, welche dieses Temperament vorzüglich besitzen, sehr lebhafte Vorstellungen. Sie sind also ausnehmend zum Studieren geschickt, und besonders zu den schönen Künsten und Wissenschaften aufgelegt, welche eine lebhafte Einbildungskraft erfodern. Sie sind hochmüthig und zornig, und die Ehre ist der vornehmste Trieb ihrer Handlungen;

*) Krüger l. c.

deswegen legen sie sich gern auf solche Einsichten, die ihnen den stolzen Klang des Nachruhms erwerben können.

§. 163.

Das **melancholische Temperament** hat grobe und starkgespante Nervenfäserchen. Ihre Bewegung wird schwerer und langsamer herfürgebracht, als bei dem cholerischen, aber sie dauert länger. Darum sind die Vorstellungen der Menschen, bei denen dieses Temperament herschend ist, nicht allzulebhaft. Sie begreifen eine Sache langsam; aber sie haben ein gutes Gedächtniß, wenn sie einmal etwas recht gefaßt haben. Weil sie langsam denken, so sind sie in ihren Entschlüßungen auch sehr bedachtsam und langsam. Daher sind sie zu abstrakten Wissenschaften geschickt. Der Eigennuz ist die Haupttriebfeder ihrer Handlungen. **Aristoteles** hatte einen hohen Begrif von diesem Temperament, daher behauptete er, alle großen Genie hätten dieses Temperament. *)

§. 164.

Das **sangvinische Temperament** hat zarte, aber nicht starkgespante Nervenfäserchen. Es hält das Mittel zwischen den beiden vorigen. Leute,

*) Aristot. Problem. XXV. quaest. 1. *Melancholici summo ingenio sunt praediti.*

te, welche dieses Temperament haben, besitzen feine Empfindungen; aber sie sind nicht so lebhaft als bei den Cholericis, und dauern auch nicht so lange, als bei den Melancholicis. Sie begreifen eine Sache nicht so geschwind als ein Cholericus, aber doch eher als ein Melancholicus. Sie sind weder hochmüthig noch eigennützig. Sie lieben das sinnliche Vergnügen, und sind veränderlich. Dinge, die einen anhaltenden unermüdeten Fleiß und viel Nachdenken erfodern, sind nicht ihr Werk. Daher glückt ihnen nichts, wozu viel Geduld und Standhaftigkeit erfodert wird; folglich üben sie lieber ihre Einbildungskraft, als ihren Verstand.

§. 165.

Das **phlegmatische Temperament** hat große und nicht scharfgespante Nervenfäserchen. Ihr Erbtheil ist die Faulheit und Langsamkeit in allen Dingen ihr Geschäfte. Sie empfinden nicht leicht und nicht lebhaft genug, und ihre Empfindungen dauern nicht lange. Sie sind dumm, und zum Studiren ungeschickt. Sie begreifen schwer, und vergessen bald wieder. Sie haben keine heftigen Leidenschaften; daher fehlen ihnen alle Triebfedern zur Wirksamkeit. Ein solcher Mensch ist ein warhaftiger Orgon; das Reden und Denken wird ihm sauer;

Denn er gähnet bei Voltairen,
Und schläft ein beim Marivaux.

Sech-

Sechster Abschnit.

Von der Sprache.

§. 166.

Die Sprache eines Volkes ist ein Abdruck seines Genies. Weil nun diese von einer sehr mannichfaltigen Beschaffenheit sind, so musten nothwendig vielerlei Sprachen entstehen. Man versteht aber unter der Sprache eines Volkes nicht allein die Worte, sondern auch den unterschiednen Zusammenhang derselben, und ihre Art sich auszudrücken; daher können die Worte einerlei bleiben, aber die Sprache kan sich doch ändern, wenn man anfängt sich auf eine neue Art auszudrücken, und den Worten eine andre Verbindung und einen fremden Schwung zu geben, welcher vorher nicht gebräuchlich war. Die **Lacedämonier** waren stolz und argwöhnisch; daher liebten sie die Kürze im Ausdruck, und verabscheuten die schleppende und langsame Weitläuftigkeit. Dieses ist die Sprache eines Gebieters, welcher andre nicht würdigt, sich viel mit ihnen abzugeben. Wie kurz antworteten sie dem **Philippus** auf seinen weitläuftigen Brief! Sie schrieben ihm blos zurück; **Dionysius zu Korinth.** Wie viel Spott, Bitterkeit, Stolz und

und Rauhigkeit lagen in diesen Worten verborgen! Als **Xerxes** gegen **Thermopylä** anrückte, und sich über den unglaublichen Muth der viertausend Griechen wunderte, die sich einen unzählbaren Heere entgegen setzen wolten, suchte er den **Leonidas** zu bestechen; indem er ihm versprach, ihn über ganz Griechenland zum Herrn zu machen. Nachdem er aber sein Anerbieten mit einer edlen Verachtung verworfen, so befahl ihm der König durch einen Herold seine Waffen von sich zu geben. Leonidas aber antwortete ihm lakonisch: **Komm selbst und nim sie.** Dieser kurze Ausdruck entstand bei den Spartanern nicht blos von ohngefehr; sie unterrichteten ihre Jünglinge ordentlich, wie sie kurz und nachdrücklich reden solten. Und obgleich **Lykurgus** eine große und schwere eiserne Münze sehr wenig gelten ließ, so legte er doch einer kurzgefaßten Rede, die aus schlechten und wenigen Worten bestand, einen großen Werth und Nachdruck bei, und brachte es durch das auferlegte Stillschweigen bei den jungen Leuten dahin, daß sie auf die vorgelegten Fragen sinnreich und geschickt antworten lernten. **Plutarchus** macht darüber die Anmerkung: Gleichwie ein wollüstiges Leben die Menschen unfruchtbar macht; also wird die Rede durch die Unmäßigkeit im Reden am Verstande und Nachdruck leer. *)

Die

*) Plutarch. in Lycurg.

Die asiatischen Völker im Gegentheil, welche gerne ihren Pomp zeigen mochten, welche eitel genug waren, Kleinigkeiten durch ein Vergrößerungsglas anzusehen, und sich gerne rühmten, drückten sich mit einer ekelhaften und monotonischen Weitschweifigkeit aus; aber das Nervichte fehlte ihrer Rede.

§. 167.

Ob nun zwar die Sprache das Gepräge der Denkungsart einer Nation ausdrückt, und man offenbar die Spuren ihres Geistes darinn entdecken kan; so hat sie doch wieder zurück einen Einfluß auf die Denkungsart der Menschen. Man hört von der zarten Kindheit an gewisse Worte, man lernt diese oder jene Begriffe damit verknüpfen; man hört, in was vor einem Zusammenhange man sich ausdrückt; man gewöhnt sich nach und nach an diese Denkungsart; der Ausdruck wird uns eigen, mechanisch, und gleichsam angemessen; und so erlangt die Seele nach und nach eine Fertigkeit mit gewissen Ausdrücken eine Folge der Gedanken zu verkuüpfen, die sie vieleicht nie von sich selbst erlernt hätte, und die sie entweder gar nicht, oder sehr spät ablegen kan. Der asiatische Pomp im Ausdruck war erstlich in Griechenland nicht bräuchlich; man drückte sich kurz und nachdrücklich aus, und das Genie brachte große Werke herfür. Aber hernach erreichte niemand mehr die Höhe des Thu-

cydides, und die Dichtkunst verlohr ihre mänliche Stärke. *)

Dahin gehören unter andern die **geläufigen Wörter,** (termini familiares) die durch die Gewohnheit und den täglichen Gebrauch so einwurzeln, daß man sie immer nach einer dunklen Vorstellung der Bedeutung braucht, ohne zu untersuchen, ob sie auf die Sache passen oder nicht. Man spricht immer, das ist galant, das ist natürlich. Gemeiniglich redet man aus dunklen Vorstellungen wahr; aber wie viele wissen eigentlich, was sie damit sagen wollen. Die anschauende Erkentniß ist an sich vollkommen und vortreflich; doch wieviel würden wir entberen müssen, wenn uns die symbolische fehlte. Könten wir auch durch die anschauende Erkentniß von manchen Dingen einen Begrif bekommen? Wer könte sich nach derselben z. E. eine Billion vorstellen?

§. 168.

Wenn wir etwas erfinden wollen, so ist es mit uns nicht so beschaffen, wie mit Gott, der aus Nichts etwas macht. Niemals werden wir etwas aus

*) PETRON. SATYR.
Nuper ventose isthaec et enormis loquacitas Athenas ex Asia commigrauit, animosque iuuenum ad magna surgentes veluti pestilenti quodam sidere afflauit, semelque corrupta eloquentiae regula stetit et obmutuit.

aus nichts erfinden. Unser Verstand ist so eingeschränkt, daß er immer etwas Bekantes haben muß, wenn er etwas Unbekantes daraus entdecken soll. Die Wörter, welche wir in einer Sprache haben, sind als bekante Gründe anzusehen, worauf das Genie fortbaut, und welche ihm als ein Wegweiser dienen, unbekante Pfade zu betreten, und neue Aussichten zu entdecken. Der gemeine Sprachgebrauch scheint willkürlich zu seyn; allein er ist nicht so willkürlich, als man glaubt. Es findet sich über kurz oder lang ein Genie, welches ihn rechtfertiget, und den dunklen Begrif, den man mit einem Worte verknüpft hatte, in ein helles Licht setzt. So lange die Sprache eines Volkes im güldenen Alter ist, wenn sie in ihrer natürlichen Schönheit heraufsteigt, wenn sie weder Kleinigkeiten durch einen widrigen und aufgeblasenen Ausdruck erhebt, noch große Dinge pöbelhaft in dem Munde einer Magd redet, so lange dient sie dem Genie als ein Hülfsmittel; aber wenn sie unnatürlich wird, denn ist sie der Denkungsart ein wichtiges Hinderniß. So lange in Griechenland und Rom die Sprache natürlich blieb, so lange sahe man große Dichter, Redner und Weltweisen; aber so bald das Natürliche im Ausdrucke verlohren gieng, so bald man durch abgeschmackte und übertriebne Zierarten die Sprache aufputzte, oder durch eine barbarische Nachläßigkeit, alle Politur des Ausdrucks fahren ließ;

ließ; denn kamen nur mittelmäßige und elende Werke zum Vorschein, die ihre Verfasser nicht überlebten, oder sie mit Schimpf überhäuften. In den barbarischen scholastischen Jahrhunderten, wo man alle Schönheit des Ausdrucks in der lateinischen Sprache versäumte, in welcher man damals allein schrieb, wimmelt es von elenden Schriften. Der Geist der Schriftsteller scheint unter der Last der barbarischen Sprache zu verschmachten, und alle Stärke zu verliehren. Als aber im funfzehnten Jahrhunderte, und nachher durch die Reformation ein neues Licht aufgieng, so befließ man sich auf die Reinigkeit und Schönheit des lateinischen Ausdrucks, und die Wiederhersteller der Gelehrsamkeit bemühten sich die barbarische Schreibart zu verbessern; alsdenn schien das Genie zu wachsen, indem die Vollkommenheit der gelehrten Sprache wuchs; eben so wie es in den scholastischen Jahrhunderten mit dem Untergang der schönen Schreibart verlöschte.

§. 169.

Das Genie scheint also mit der Sprache im Aufnehmen und Verfall einen gleichen Fortgang zu haben. Die Franzosen polirten ihre Sprache in dem goldnen Jahrhundert **Ludwig XIV.** Dieses geschah ebenfals in den Jahrhunderten des **Philippus** und **Augusts** von den Griechen und Römern. Und zu gleicher Zeit thaten sich die grösten

Köpfe herfür. Seit dem man angefangen, mehr Fleiß auf die Ausbesserung der deutschen Sprache zu wenden, hat Deutschland aus seinem Schooße Schriftsteller aufstehen sehen, die es kühn den berühmtesten Geistern unter den Griechen und Römern entgegen setzen kan. Ich darf nur einen **Haller, Klopstock, Gellert** und **Rabner** nennen. Werden nicht ihre Schriften von Ausländern bewundert, welche niemals glaubten, daß das Genie jenseits den Alpen einen großen Fortgang gewinnen könte. Ehmals glaubte man zwar aus einem tiefeingewurzelten Vorurtheil, daß die Cultur der Muttersprache der Barbarei behülflich, und die lateinische Sprache das beste Gegenmittel dawider wäre; allein dieser falsche Gedanke hat sich wenigstens bei unpartheiischen Köpfen verlohren; nachdem man wahrgenommen, daß bei aller Cultur der lateinischen Sprache die Deutschen sich niemals so sehr in den schönen Wissenschaften hervorgethan haben, als da sie nun in ihrer Muttersprache denken und schreiben. Die Cultur der Muttersprache ist fast bei allen Nationen die Morgenröthe der Künste und Wissenschaften gewesen. Wir können in allen Arten der schönen Wissenschaften wenigstens einige große Männer aufweisen, die schon der Ruhm auf seinen Flügeln trägt, und deren Werke die Ewigkeit verdienen. Man sieht den Einfluß der Sprache auf das Genie am besten an den Wilden.

Wenn sie eine arme Sprache haben, und sie erlernen eine europäische, so ändert sich nach und nach ihre ganze Denkungsart. Alle Indianer, welche spanisch gelernt haben, sind viel witziger als diejenigen, welche bloß ihre Muttersprache verstehen. Daher haben die Indianer um **Quito** und **Lima** einen großen Vorzug im Witze vor den andern; obgleich der Umgang mit den Spaniern auch das seinige dazu beitragen mag. *)

§. 170.

Die Sprache macht unter den Menschen und Thieren in Ansehung der Seelenkräfte einen beträchtlichen Unterschied. Daher sind die wilden Menschen, die unter den Thieren ohne menschliche Gesellschaft aufgewachsen sind, den Thieren in Ansehung ihres Verstandes weit ähnlicher, als den Menschen. Ihre Begierden sind blos thierisch, und erstrecken sich nur auf sinnliche Bedürfnisse. Die Seele, welche sich der anschauenden Erkentniß ohne Hülfe der symbolischen nicht vortheilhaft bedienen kan, vergißt immer ihren vorigen Zustand, und es fehlt ihr an Mitteln ihre Begriffe zu entwickeln, die alten zu behalten, um neue daraus herzuleiten. Wenn diese Wilden durch ein ohngefehres Glück endlich unter Menschen gerathen, und ihre Spra-

*) Ulloa Reise nach Peru.

che erlernen, so geht ein neues, unbekantes Licht in ihrer Seele auf; aber sie können sich ihres vorigen wilden Zustandes gar nicht mehr erinnern. So wie ein Kind sich auf die ersten Jahre nicht mehr erinnern kan, da ihm noch der Gebrauch der Sprache fehlte; aber wohl auf diejenigen, wo es reden konte, ob sie gleich noch so weit entfernt sind. So war der Wilde beschaffen, dessen **Connor** gedenkt. Unter der Regierung des Königs **Johann Sobieskŋ** in Pohlen, wurde in den an den Lithauischen und Rußischen Gränzen gelegnen Wäldern ein wilder Knabe, von ohngefehr zehn Jahren, unter den Bären gefangen. Er hatte weder den Gebrauch der Vernunft, noch der Rede, und kroch auf Vieren. Er war zuerst unter den Menschen voller Furcht; als er aber endlich zahm gemacht wurde, und nach vieler Mühe reden lernte, so konte er sich auf seinen vorigen Zustand unter den Bären nicht im geringsten mehr besinnen. *) Aus diesem ist wenigstens zu schlüßen, daß die Sprache ein vortrefliches Hülfsmittel des Gedächtnisses ist. Was können wir aber ohne Gedächtniß denken, wenn der vorige Gedanke sogleich verschwinden solte, indem ein neuer in der Seele aufsteigt.

§. 171.

*) Connor in Euangel. medici, p. 133.

§. 171.

Je besser die Mittel sind, wodurch man einem andern seine Gedanken entdeckt, desto leichter, geschwinder und vollkomner kan der Verstand ausgebildet werden. Je unvollkomner sie aber sind, desto mehr Hindernisse findet der Verstand, auf die ihm bestimte Höhe zu gelangen. Eine Sprache, die mit Leichtigkeit, Nachdruck und Bestimtheit die Begriffe ausdruckt, muß also ein großes Hülfsmittel vor den Verstand seyn. In den ältesten Zeiten, da die Sprachen noch arm an Wörtern waren, da man mit einem Worte eine Menge von unterschiednen Dingen bezeichnen muste, wozu oft eine entfernte Aehnlichkeit Gelegenheit gab, da man aus Armuth uneigentliche Wörter einmischen muste, wurde auch das Wachsthum des Verstandes, folglich der Künste und Wissenschaften, die von ihm abhiengen, sehr gehindert.

§. 172.

Es giebt wenig Menschen, die ihrem Verstande allein aufgeholfen haben; wenn sie nicht große Genies waren, so sind sie gewiß Stümper worden, die aus Mangel der Erfarung nicht einmal das Mittelmäßige erreicht haben. Der Verstand muß nothwendig gewisse Hülfsmittel haben, die ihm theils den ersten Stof zur Bewegung, theils zur Dauer dieser Bewegung oder Thätigkeit geben.

Wenn einer Mühle, welche alle Räder in der vollkommensten Zusammensetzung hat, der Trieb der Bewegung fehlt, so steht sie stille; so unthätig ist auch der menschliche Verstand von sich selbst. Wie spät wuchsen in den ersten Jahrhunderten nach der Sündfluth Künste und Wissenschaften, weil man die Schreibekunst noch nicht erfunden hatte; wie langsam muste der Verstand wachsen, als man noch in Gemählden und Hieroglyphen schrieb. Dieses war eine große Hinderniß vor die abstrakten Wissenschaften, da man blos sinnliche Gegenstände, und wie sie in einem gewissen Zeitpunkte ins Auge fallen, vorbilden konte. Der Verstand lag hier noch in einer dunklen Dämmerung, wo man die Gegenstände nur mit Verwirrung unterscheidet. Aber denn musten Künste und Wissenschaften mit Riesenschritten fortschreiten, als man die Buchstabenschrift erfand, wenigstens in Ansehung der Langsamkeit der vorigen Zeiten.

§. 173.

Die Mittel, den Verstand zu verbessern wurden wenigstens gemeiner, und die Schätze der Weisheit wurden mehrern Menschen aufgeschlossen, da vorher nur wenige einen Zugang dazu hoffen konten. Da aber die Handschriften noch immer theuer genug waren, so konte auch die Gelehrsamkeit nicht so ausgebreitet werden. Leuten ohne Mittel,

tel, die sonst fähig genug waren, war sie ohne besondre Zufälle fast verschlossen. Leute von Stande und Reichthum konten sich blos darauf legen, und so blieben unzähliche gute Köpfe in einer verächtlichen Dunkelheit. Die ersten zwölf römischen Kaiser, vom **Cäsar** bis zum **Severus**, waren grösstentheils Schriftsteller, obgleich nicht alle von gleichem Werthe; und der gröste Theil von klassischen Schriftstellern, deren Werke bis auf uns kommen sind, waren Leute von hohem Stande. Aber die Erfindung der Buchdruckerkunst vertrieb diese Hinderniß. Die Hülfsmittel wurden gemeiner und weniger köstbar; und der Weg zur Gelehrsamkeit ward von dieser glänzenden Epoche an einem jeden eröfnet, den die Natur seiner Bestimmung nach nicht hinter den Pflug gewiesen hatte.

§. 174.

Da also die Sprache als ein Hülfsmittel des Verstandes angesehen werden kan, und einen wirklichen Einfluß auf das Genie hat, so muß nach dem Unterschied der Sprache auch das Genie verschieden seyn. Eine reiche Sprache eröfnet demselben ein weitläufiges Feld. Es lernt eine Menge von Wörtern, und mit diesen eine Menge von Begriffen. Es bekomt weite Aussichten, und eine lange Laufbahn, wo es sich üben kan. Daher geben arme Sprachen schlechte Köpfe, die nicht viel

weiter kommen können, als ihre Vorfaren. Die amerikanischen Sprachen sind meistentheils an Ausdrücken arm, welche Zahlen betreffen. Von solchen Leuten kan man also nicht einmal eine mittelmäßige Einsicht in die Rechenkunst vermuthen. Wenn sie eine große Menge anzeigen wollen, so nehmen sie einen Haufen Sandes, oder zeigen eine Handvoll Haare. Die **Yameos** in dem südlichen Theile von Amerika können nur bis auf drei zählen, welche Zahl Drei sie durch das weitläufige Wort **Poettarrarorincouroac** anzeigen. *) Sie mögen wohl einen Begrif von größern Zahlen haben, ob ihnen gleich die Benennungen fehlen; daher behelfen sie sich gemeiniglich mit den Ausdrücken der europäischen Sprachen.

§. 175.

Eine Sprache, die einen Ueberfluß an uneigentlichen Wörtern und verblümten Redensarten hat, ist den schönen Wissenschaften beförderlich.

Eine Sprache, deren Wörter nicht weitschweifig, sondern bestimt sind, hilft dem philosophischen Genie auf. Die Deutschen haben viel gewonnen, daß **Leibnitz** und **Wolf** einer Menge von Wörtern eine feste Bestimmung gegeben, und die Sprache also zur Weltweisheit geschickter gemacht haben, als

*) De la Condamine Relat. de la Riviere des Amazones, p. 67.

als sie vorher gewesen. Ohne Zweifel hat dieses viel dazu beigetragen, daß die Weltweisheit in Deutschland so weit fortgeschritten, als man sie sonst bei unsern erleuchteten Nachbarn kaum findet. Unsre Ausdrücke sind nunmehro in der Weltweisheit viel bestimter; da sie bei andern Völkern noch weitschweifig sind. Die deutsche Sprache würde vieleicht noch mehr in andern Dingen gewonnen haben, wenn der Vorschlag, welchen **Leibnitz** dem ersten Könige von Preussen gab, seinen Fortgang gehabt hätte; alle besondre Wörter in gewissen Distrikten sammeln zu lassen, und alsdenn eine allgemeine Vergleichung darüber anzustellen.

§. 176.

Je bestimter die Ausdrücke sind, je mehr die Zusammensetzung derselben den wesentlichen Zeichen nahe komt, destomehr dient sie dem Genie zu einem Leitfaden im Nachdenken und Erfinden. Man erfand in der Mathematik auch in alten Zeiten, aber wie schnell wuchsen die Erfindungen, und wie wichtig wurden sie, als die algebraischen Zeichen bekant wurden, welche bis itzo das beste Hülfsmittel der Erfindungskunst sind. Die Abstammung der Wörter enthält bisweilen eine Sachbeschreibung, und führt uns auf einem leichten und natürlichen Wege zu der Auswickelung eines Begrifs, der uns ohne dieses Hülfsmittel viele Mühe würde verursacht haben.

§. 177.

Eine trockne Sprache, die eine Menge abstrakter Wörter und wenig uneigentliche hat, ist der Philosophie beförderlich, ob sie gleich den schönen Wissenschaften hinderlich seyn kan. Daher haben sich barbarische Nationen, denen abstrakte Wörter fehlen, nicht zur Weltweisheit hinaufschwingen können. Die **Aethiopier** haben in ihrer Sprache kein Wort, welches Person und Natur ausdruckt; daher konten sie sich in die Lehre von einer Person und zweien Naturen in Christo nicht finden. Die Chineser bleiben immer stehen, ohne in den Wissenschaften einen weitern Fortgang zu gewinnen. Sie haben zwar eine erstaunende Anzahl von Wörtern; aber die allgemeinen Ausdrücke fehlen ihnen, da ihre Wörter blos besondre Begriffe ausdrucken. Die übrigen Morgenländer sind in der Weltweisheit und Mathematik nicht weit kommen, da sie durch die Decke von Tropen und den Nebel sinnlicher Wörter nicht durchsehen können. Aegypten blieb immer abergläubisch, und seine Sprache hatte viel Antheil daran. **De la Condamine** sagt, alle Sprachen, die er in Amerika hätte kennen lernen, wären sehr arm. Viele sind nachdrücklich und der Zierlichkeit fähig, besonders die alte peruanische Sprache; es fehlt ihnen aber allen an Wörtern abstrakte Dinge und allgemeine Begriffe auszudrucken, welches ein augenscheinlicher Beweiß

von dem wenigen Fortgange des menschlichen Geistes in allen diesen Ländern ist. Die Zeit, die Dauer, der Raum, das Daseyn, das Wesen, der Stof, der Körper — alle diese Wörter und viele andre fehlen ihnen. Nicht allein die Namen der metaphysischen Dinge, sondern auch die sittlichen können bei ihnen nur unvollkommen und durch lange Umschreibungen gegeben werden. Sie haben keine eigentliche Wörter, die mit denen genau übereinkommen, was wir Tugend, Gerechtigkeit, Freiheit, Erkentlichkeit, Dankbarkeit, u. s. w. nennen. *) Dieses ist mit demjenigen schwer zu vergleichen, was **Garcilasso**, der von den alten **Yncas** noch abstamte, von der Policei, Arbeitsamkeit, Emsigkeit, Eifer, Künsten, Regierung und Geschicklichkeit der alten Peruaner sagt. Wenn ihn nicht die Liebe zu seinem Vaterlande zu sehr geblendet hat, so sind diese Völker von ihren Vorfaren nunmehro so ausgeartet, daß keine Vergleichung unter ihnen statt findet. Die allgemeine cuzcoische Sprache, die unter der Regierung der Yncas durchgehends in ihren Staaten eingeführt gewesen, war weit geschickter zum Vortrage nützlicher Warheiten, als irgend eine andre in Amerika. Daher war auch der Verstand und Geist derjenigen, die sie erlernt hatten, aufgeklärter als der übrigen.

§. 178.

*) XV. Th. der allgemeinen Reisen.

§. 178.

Wie mit dem Verfalle einer Sprache eine gewisse Barbarei anfangen kan; so kan der allzugroße Fleiß, den man auf eine Sprache wendet, den Wissenschaften ebenfals hinderlich seyn, daß man sich mehr um Worte als Sachen bekümmert, und ein sclavischer Nachbeter der Alten wird, ohne ihren Geist zu besitzen. Die meisten lateinischen Dichter seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, einige wenige ausgenommen, haben blos das Mechanische der alten römischen Dichter und den schönen Ausdruck derselben, aber sie sind weit unter ihrem Genie erniedrigt, und das Gedankenleere scheint bei aller ihrer Nachahmung der Alten ihr Eigenthum zu seyn.

§. 179.

Es können also manche Dinge, welche die Sprache betreffen, das Genie im richtigen Denken hindern. Man setze eine Sprache, deren Ausdrücke mit falschen Nebenbegriffen überladen sind; diese sind eine Quelle, woraus mancherlei Irthümer fließen. Man sagt bei uns im gemeinen Leben die Sonne geht auf und unter. Beides ist im logischen Verstande nicht wahr, ob es gleich optisch richtig ist. Dieses ist Leuten, welche sich nicht bei früher Zeit auf die Wissenschaften gelegt haben, eine große Hinderniß zu begreifen, daß die Erde

läuft, und die Sonne steht. Eine unreine Quelle kan einen ganzen unreinen Fluß erzeugen, und ein irriger Ausdruck kan eine ganze Folge von Irthümern nach sich ziehn. Die Verehrung der **Maria** kam von den übertriebnen rednerischen Ausdrücken der alten Homileten her; und die **Transsubstantiation** war eine Frucht der Rednerblumen. Bei den Aegyptern war **Typhon** das Sinnbild des Meeres, ein geschworner Feind des **Osiris**; daher hatten sie vor dem Meere den grösten Abscheu, und machten keine Entdeckungen zur See. **Augustus** wolte sich lassen **Romulus** nennen; weil aber die Römer mit diesem Namen den Begrif eines Königes verbanden, und ihnen die Sitten der Könige zuwider waren; so unterließ er sein Vorhaben, ob er gleich in der That nichts anders, als ihr König war. Das Wort Königreich war unter **Cromwelln** so verhaßt in England, daß man im Vater Unser nicht mehr beten wolte, zu uns komme dein Reich, sondern zu uns komme deine Republik. Die Alten hielten Luft und Himmel vor einerlei; daher machten sie die Sterne zu den Ursachen aller natürlichen Begebenheiten. Manche zeigten auf Donner, andre auf Regen, andre auf Fruchtbarkeit, weil sie bemerkten, daß bei einem gewissen Auf- oder Untergang mancher Sterne, diese oder jene Witterung gewöhnlich einfiel.

Sieben-

Siebender Abschnit.

Vom Bedürfniß.

§. 180.

Jeder Mensch fühlt einen Trieb zur Glückseligkeit in sich. Er sucht sich also dasjenige zu verschaffen, was ihm Vergnügen bringt, und alles von sich zu entfernen, was auf diese oder jene Weise sein Vergnügen stöhren kan. Dieses ist ein nothwendiger Trieb, den uns der Schöpfer eingepflanzt hat. Aber nicht alle Menschen kennen ihr wahres Glück, und wenn sie es auch kennen, so vertauschen sie es gerne mit einem Scheinvergnügen, welches sie entweder nur auf eine Zeitlang und zum Theil glücklich macht, oder ihre wahre Glückseligkeit gänzlich vernichtet. Dieses ist die große Triebfeder, die den Menschen vom Schlafe erweckt, und Thätigkeit in seiner Seele wirkt. Dieser Trieb erschaft Helden, die ihr Blut vors Vaterland verspritzen, und Spitzbuben, welche Helden hätten werden können, wenn sie nicht auf die falsche Seite gerathen wären. Er erweckt große Geister, welche ganze Jahrhunderte aufklären, und diesem Vergnügen alle Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens nachsetzen; Harpare, die nur ihren Kasten füllen,

len, und die ganze Welt könten verderben setzen, wenn nur ihr Goldklumpen erhalten würde.

§. 181.

Dieser Trieb, er mag nun auf die wahre oder eingebildete Glückseligkeit fallen, er mag nun entweder dazu dienen, uns Vergnügen zu verschaffen, oder Mißvergnügen von uns zu entfernen, macht das **Bedürfniß** des Menschen aus.

§. 182.

Die Menschen müssen sehr unterschieden seyn, nachdem ihre Bedürfnisse unterschieden sind. Denn sie bestimmen die Art und Weise, wie sie in der Welt handeln, und verursachen, daß ein jeder Stand Menschen findet, die sich vor ihn schicken, und dessen Umstände ihnen gleichsam angemessen sind. Wie elende würde es in der Welt aussehen, wenn alle Menschen einerlei Bedürfniß hätten, wenn sie auf einerlei Art handelten, alle einen einzigen Punkt ihrer Neigungen erwählten. Der Unterschied der Stände und der Denkungsart würde alsdenn wegfallen. Ein ewiges Einerlei würde herschen, und die angenehme Harmonie würde nirgends zu finden seyn, die aus der Mannichfaltigkeit der Neigungen entsteht.

§. 183.

Die Umstände des Menschen und die verschiedenen Verhältnisse, in denen er sich befinden kan, machen

machen den Unterschied seiner Bedürfnisse aus. Die Seele und der Körper haben ihre Bedürfnisse. Mancher erfült die Bedürfnisse der Seele, und vernachläßiget seinen Körper. Ein süsser Herr erfült die Bedürfnisse seines Körpers zum Nachtheil seiner Seele; er ist die schöne Larve, welcher das Gehirn fehlet. Es giebt zwei Hauptarten der Bedürfnisse, natürliche und zufällige. Daher entstehn in uns gewisse Triebe, wodurch wir dieselben zu erfüllen suchen; folglich natürliche und zufällige Triebe. Diese Triebe sind entweder eine Neigung zu einer Vollkommenheit, oder eine Abneigung von einer Unvollkommenheit. Diese Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten, die wir uns in einer möglichen oder wirklichen Verbindung mit uns vorstellen, geben uns Gründe, gewisse Handlungen in Absicht auf dieselben zu unternehmen; folglich würken sie eine Neigung oder Abneigung in uns; daher heißt jede Bemühung der Seele zu handeln ein **Trieb.** Diese Triebe entstehn bisweilen aus einer dunklen Erkentniß in uns, und sind von solcher Heftigkeit, daß es nicht in unsrer Gewalt steht, sie zu unterdrücken; wie z. E. der Abscheu vor gewissen Speisen, Getränken, Thieren, Tönen, u. s. f.

§. 184.

Alle diese Bedürfnisse, sie mögen nun nothwendig oder zufällig, eingebildet oder wahr seyn,

haben

haben einen großen Einfluß in die Seele, und besonders in den Verstand. Wenn diese Bedürfnisse nicht erfült werden, so entsteht in der Seele eine Leere, oder gar ein Schmerz, der ihr unerträglich fält. Der Verstand denkt auf Mittel, ihnen ein Genüge zu leisten; er strengt seine Kräfte außerordentlich an, um sie zu erfüllen; und in dieser Absicht haben die Bedürfnisse einen Einfluß in den Verstand.

§. 185.

Die Bedürfnisse tragen zu dem wichtigen Unterschied der Seelen der Menschen und der Thiere vieles bei. Obgleich die Bedürfnisse allein dem Menschen niemals die Vernunft verschaffen würden, wenn sie nicht schon in ihm läge, so tragen sie doch vieles bei, dieselbe zu entwickeln. Die Thiere haben meistentheils ihre Waffen als ein Geschenke der Natur empfangen; aber der Mensch komt ohne Waffen, mit einem sehr empfindlichen Körper auf die Welt. Dieses muß ihn reitzen auf seine Vertheidigung und auf den Angrif zu denken. Die Thiere sind von Natur mit Kleidern versehen, welche ihren Körper vor dem Ungemach der Witterung bewahren; aber der Mensch ist nackend und bloß, sich selbst überlassen, und mit einem Körper versehen, den nichts vor der Witterung schützt; darum muß er darauf bedacht seyn, sich Kleider zu verschaffen. Seine Seele wird dadurch erwecket

auf Mittel zu sinnen, diesem Bedürfnisse abzuhelfen, und hat also schon diese Erfindungen vor den Thieren voraus. Ja man findet diesen Unterschied unter den Thieren selbst. Diejenigen, welche mehr Bedürfnisse haben, als andre, zeigen auch mehr Verschlagenheit, List und Einsichten, als die andern. Dahin gehören z. E. die Raubthiere, welche es an Verschlagenheit allemal den zahmen zuvorthun.

§. 186.

Die Bedürfnisse einer Nation haben seit jeher, wie es die gewisseste Erfarung lehrt, einen großen Einfluß in ihren Verstand gehabt. Er ist gewachsen, nach dem die Menge der Bedürfnisse größer worden, und mit ihrer Abnahme hat er sich zugleich vermindert. Wird ein Bedürfniß erfült, so entstehen immer wieder neue Arten von demselben, welche zu unzähligen Erfindungen haben Gelegenheit gegeben. Weder Sorge noch Gefahr konten die Menschen abhalten, alle Mittel ausfindig zu machen, ihren Bedürfnissen ein Genüge zu leisten. List und Ränke, alles bittet der Mensch auf, dasjenige zu erlangen, was er begehrt.

Wer hat aus unterirdschen Grüften,
Die tolle Zier an unsern Hüften,
Das Schwerdt zuerst ans Licht gebracht?

Hat nicht die Begierde nach unbekanten Reichthümern der Schiffarth den Weg gebahnt; hat man

sich

sich nicht mit Lebensgefahr unter unbekante Himmelsstriche und in fremde Oceane gewagt? *)

§. 187.

Diejenigen Dinge, die dem Menschen in seinem ersten Zustande unentberlich waren, musten vor allen Dingen zur Nothwendigkeit herbeigeschaft werden; daher hat man den dringendesten Bedürfnissen die ersten Erfindungen zu danken. Die Menschen musten ihrem Körper Nahrung verschaffen, und da ihnen die Erde nicht zu allen Jahrszeiten Früchte darreichte, so musten sie lernen sammeln, daher ward der Ackerbau eine von den ersten Erfindungen. Die ermüdeten Körper musten gestärkt werden; daher erfand man allerhand narhafte Getränke. Diejenigen Gegenstände wurden am meisten bearbeitet, die vielen Bedürfnissen zugleich ein Genüge thaten. Deswegen wurden die Wissenschaften am ersten erfunden, die man am nöthigsten brauchte, die Arzneikunst, Astronomie und Geometrie; und in jeder Wissenschaft die Theile, die am dringensten waren. Nachdem endlich die

*) Ouid. Metamorph. L. I. v. 129. sqq.

– – Fugere pudor, verumque fidesque:
In quorum subiere locum fraudesque dolique
Insidiaeque et vis et amor sceleratus habendi.
Vela dabant ventis, nec adhuc bene nouerat illos
Nauita. – –

Bedürfnisse vergrößert und vermehrt wurden, nachdem wuchsen auch die Erfindungen und der menschliche Verstand.

§. 188.

Die Bedürfnisse des Klima sind eben so wichtig, in Ansehung des menschlichen Verstandes. In dieser Absicht kan man ein Land betrachten, ob es fruchtbar oder unfruchtbar ist. Man findet nicht immer und vieleicht selten ein fruchtbares Erdreich mit einem fruchtbaren Verstande vereinigt. Das Erdreich kan fruchtbar und der Verstand schlecht seyn. Die nordischen Völker sind fleißiger als die Mittägigen, weil sie den Fleiß weniger entbehren können. Die Natur läßt sie an vielem Mangel leiden, was diese im Ueberflusse besitzen. Daher muß ihnen der Fleiß das verschaffen, was ihnen das Klima versagt. Man hält die **Genueser** für sehr verschlagen, und zu schwerer Arbeit mehr, als die übrigen Italiener abgehärtet, welches ebenfals der Charakter der alten **Ligurier** war. Daher ist es kein Wunder, wie **Addison** sagt, daß sich die Sitten der Einwohner nicht verändert haben, da die Unfruchtbarkeit des Landes fortdauert. *) Die Aegyptier brachten die Arzneikunst zuerst auf bestimte Grundsätze, und dieses aus dem Bedürfniß

*) Addisons Anmerkungen über Italien.

niß ihres Klima. Die Ueberschwemmungen des Nils erregten viel Krankheiten; denn er hatte in drittehalb Monaten keinen freien Abfluß. Daher ward das Wasser stinkend, und es entstunden Moräste, welche die Luft ansteckten, folglich epidemische Krankheiten verursachten. Die Umstürzung des neuen Erdreichs zum Bau, und die Unterhaltung unzähliger Canäle machten, daß schlimme Dünste aufstiegen. Die Einwohner, die nicht am Nil lebten, trunken den grösten Theil des Jahrs über schlammiges und verdorbnes Wasser. Die Winde in Aegypten verursachen auch gefährliche Zufälle. Daher sieht man wenig starke und alte Leute. *)

§. 189.

In den Ländern, welche sehr fruchtbar sind, kan man wohlfeil leben; daher braucht man nicht viel zu seiner Unterhaltung. Das Bedürfniß ist also geringe und nicht dringend, darum entstehen daselbst wenige, oder gar keine Erfindungen. Als die Perser den **Cyrus** baten, er solte sie in ein fruchtbares Land führen, sagte er: Gut, aber macht euch zur Sklaverei bereit. Ein weichliches Land bringt weichliche und sklavische Menschen herfür. Das Land, welches edle Früchte zeigt, zeigt nicht

 zugleich

*) Goguet T. II. Livr. 3. Chap. 2.

zugleich edle Männer. Ein wollüstiges Land verderbt sogar edle Geister, und verhindert große Entschlüßungen. **Hannibal** wurde in dem wollüstigen **Campanien** verzärtelt. Die Armee des großen **Alexanders** wurde in vier und dreißig Tagen durch den Ueberfluß der Babylonier verdorben.

§. 190.

Aus unfruchtbaren Ländern hat man große Köpfe aufsteigen sehen. Wollen sich die Einwohner erhalten, so müssen sie fleißig, unverdrossen zur Arbeit und tapfer seyn. Da ihnen der Ueberfluß fehlt, so werden sie nicht so leicht weichlich und verzärtelt, und behalten die mänliche Größe der Seele, welche zu großen Dingen aufgelegt ist. **Korinth** war nicht sehr fruchtbar, aber es brachte trefliche Künstler herfür. Das attische Gebiete brachte nicht die besten Früchte, aber es war die Schule der Weisheit. Die Scythen, welche ein hartes, herumschweifendes Leben führten, bezwungen Asien, die rauhen Tartaren China. Die Gothen, Vandalen, Longobarden und Normänner brachten ganz Europa unter sich. Die Phönizier bewohnten ein unfruchtbares und unangenehmes Land; ihr Fleiß aber lehrte sie bald Künste und Wissenschaften.

§. 191.

Die Sätze, welche von den Bedürfnissen des Klima gelten, können überhaupt auf den Mangel und Ueberfluß, worin sich die menschliche Natur befindet, angewendet werden; doch mit einiger Einschränkung. Dieses sind zwei wichtige Absätze, in denen der menschliche Verstand auf eine unterschiedne Weise wirkt. Es ist nichts, was denselben so sehr anstrengt, als der Mangel. Wenn dem Menschen Reichthümer, ein bequemes Leben, und unterstützende Freunde fehlen, denn ist er sich selbst überlassen. Er sucht dasjenige in sich zu finden, was er außer sich nicht antrift. Seine Einbildungskraft wird durch Beispiele erhitzt, der Mangel reitzt sein Talent, er ergreift alle mögliche Mittel sich herfürzuschwingen, und wenn er es sich fest vorsetzt, so gelingt ihm gemeiniglich der Versuch, wenn ihn nämlich nicht die Natur in der ersten Anlage vernachläßigt hat. Wer lehrte den Papagei in der Sprache der Menschen grüßen, und unsre Worte nachsprechen? der Mangel, welcher einen anschlägigen Kopf macht, und die Stimme erzwang, die ihm die Natur versagt hatte. *)

*) *Quis expediuit psittaco suum χαῖρε,*
Picasque docuit verba nostra conari?
Magister artis, ingeniique largitor
Venter, negatas artifex sequi voces.

PERSIVS.

Die Armuth war beim **Homer** der erste Antrieb, welcher sein großes Genie erweckte. **Herodotus** sagt, sein Vater wäre ein Schulmeister gewesen; daher bahnte ihm seine Armuth den Weg zur Gelehrsamkeit, welches damals der einzige war. Er hielt nach seines Vaters Tode selbst Schule. Dieses war eine Uebung, worin er seine Gemüthskräfte ansehnlich erweitern, und seine Einbildungskraft in einem hohen Grade verbessern konte; obgleich seine nachmaligen Reisen diese Einsichten noch viel weiter erhöhten. Denn er war der Mann, welcher viele Nationen gesehen, und ihre Sitten studirt hatte. *) Der Mangel erzeigt die dringendesten Bedürfnisse; diese müssen eher befriedigt werden, als die andern; daher sind die mechanischen Künste eher entstanden, als die schönen und die Wissenschaften.

§. 192.

So sehr der Mangel dem menschlichen Verstande aufhilft, so ist es doch nur von einem Mangel zu verstehn, der mittelmäßig ist. Denn ein großer Mangel setzt den Geist herunter; die Kräfte der Seele können sich unter der großen Last nicht hervorarbeiten; sie finden zu wichtige Hindernisse, welche sie beständig in ihrer Thätigkeit aufhalten. Man

*) *Qui mores hominum multorum vidit et vrbes.*

HORAT.

Man legt sich auf eine Brodtwissenschaft, wozu man weder Geschicke noch Lust hat, und übersteigt niemals das Mittelmäßige. Der Geist verliehrt seine Kraft, seine Werke sind matt, und ohne Nerven. *)

§. 193.

Wie ein mäßiger Mangel dem Verstande zum Antriebe dient, so hinderlich ist ihm der Ueberfluß. Ein Mensch, welcher nichts mehr zu wünschen hat, wird sich nicht viel Mühe geben, seinen Verstand zu bessern, wenn nicht andre Bewegungsgründe dazu kommen. Eine Feder kan ihre Kraft nur zeigen, wenn sie gespant ist. Man sagt im Sprüchwort, ein dicker Bauch, ein dicker Verstand, und kan man nicht eben so gut sagen: Viel Ueberfluß, wenig Antrieb den Verstand zu bessern. **Julius Cäsar** furchte sich vor dicken Leuten nicht, aber die Magern waren ihm verdächtig. **Du Bos** hat bemerkt, daß **Lukan** der einzige Dichter gewesen, der von Jugend auf im Ueberflusse gelebt hat. Manche Gelehrte waren bei mäßigem Auskommen sehr fleißig; aber man kent sie nicht mehr, wenn sie in Ueberfluß leben. So richtig diese Warheit ist, und so gewiß sie durch unzählige Erfarun-

*) *Haud facile emergunt, quorum virtutibus obstat Res angusta domi. – –*

HORAT.

gen bestätigt wird, so hat sie doch ihre Ausnahmen. Kennen wir nicht alle das große Genie, welches zugleich König, General, Minister, Philosoph, Geschichtschreiber und Dichter ist?

§. 194.

Gleichwie der Mangel, welcher allemal dringende Bedürfnisse mit sich führt, die mechanischen Künste erfunden hat, so ist der Ueberfluß eine Mutter der schönen Künste. So bald die Menschen den Mangel überwunden hatten, und sie sich einigermaßen dem Ueberfluß näherten, so musten sie vor ihr Vergnügen sorgen, und so entstanden die schönen Künste. Alle Völker haben eine Einbildungskraft und ein Herz, welches der Empfindung offen steht, sie müssen also nach ihren Umständen die schönen Künste lieben, wenn ihre ersten Bedürfnisse erfült sind. Daher finden wir bei allen Völkern Lieder. Das Singen ist dem Menschen natürlich. Die ersten Gesetze der meisten Völker waren in Versen abgefaßt, in Griechenland, Spanien, Deutschland, u. s. f. Der Lappe trägt seiner Geliebten sein Herz in Versen an. **Schäfer** hat uns einige Lieder von ihnen aufbehalten. Die Einwohner der Marianischen Inseln, die so unwissend waren, daß sie bei der Landung des **Magellans** noch nichts vom Feuer wusten, und die erste Flamme, die sie sahen, vor ein fressendes Thier hielten,

hielten, wusten sich sehr zärtlich in Liedern auszudrücken. Ihre Wehklagen bei den Todten sind sehr sinnreich. Der Pater **Gobien** hat uns einige aufbehalten. Sie sagen: Mein Leben hat nun ein Ende. Denn was mir noch davon übrig ist, das ist Gram und Kummer. Die Sonne, welche mich belebte, ist verfinstert. Der Mond, welcher mir leuchtete, hat den Schein vrrlohren. Der Stern, der mich leitete, ist verschwunden. Ich versinke in eine düstre Nacht. Ich gehe in einem Meere von Thränen und Traurigkeit unter. Alsdenn fängt ein andrer an: Wehe mir! mit mir ist es aus! ich werde das nicht mehr sehen, was die Glückseligkeit meines Lebens, und die Freude meines Herzens war. Was! die Blume unsrer Krieger, die Ehre unsres Geschlechts, der Ruhm unseres Landes, der Held unsers Volkes ist nicht mehr vorhanden. Er hat uns verlassen! wie wird es uns ergehen, und was sollen wir ohne ihn anfangen? *)

§. 195.

Der Mittelstand ist der beste, große Köpfe vollkommen zu machen. Denn sie werden nicht vom Mangel gezwungen ums Brodt zu arbeiten, und ihr Genie in einer Brodtwissenschaft zu vergraben, zu

*) XI. Th. der allgem. Reisen.

zu der sie nicht fähig waren; und doch treibt sie dieser Stand an, ihr mäßiges Glück höher zu treiben. Daher kan man mit dem **Horaz** den Mittelstand auch in dieser Absicht den goldnen Stand nennen.

§. 196.

Die Leidenschaften entstehn aus unsern Bedürfnissen, und werden durch unsre Einsichten vermehrt. Alle große Dinge, welche wir bewundern, sind durch sie entstanden. Sie wollen erfüllt seyn, und der Verstand sinnt beständig auf Mittel sie zu vergnügen. **Plato** nent sie Flügel der Seele, und der menschliche Verstand hat ihnen auch in der That vieles zu danken. Sie machen ihn wirksam und thätig; und ist nicht die Tugend selbst ohne Thätigkeit elend. **Demosthenes** brante vor Begierde ein großer Redner zu werden. Aber die Natur hatte sich nicht gütig gegen ihn erwiesen, es schien vielmehr, daß sie ihn von der Redekunst abweisen wolte. Er war so stammelnd, daß er nicht einmal den ersten Buchstaben der Kunst aussprechen konte, die er studiren wolte; aber Mühe und Fleiß brachte es bald dahin, daß er in der Deutlichkeit der Aussprache jederman übertraf. Er nahm kleine Steine im Mund, und gewöhnte sich viele Zeilen in einem Athem mit starker Stimme herzusagen: und das that er nicht etwa stillstehend, sondern indem er eine steile Höhe hinankletterte. Er

decla-

declamirte am Meeresufer, bei dem grösten Brausen der Wellen, daß er sich gewöhnte, das Getümmel einer aufgebrachten Versammlung zu ertragen. *) Die Liebe machte aus dem Schmiedeknechte **Quintin Meßis** einen geschickten Mahler. **Propertius** verdankte seinem Mädgen sein Genie. **) **Petrarcha** wurde durch die **Laura** zum Dichten angefeuert, und **Dantes** durch die **Portinaria** und **Gentucca**. **Sokrates** rühmte sich, er habe alle seine Beredsamkeit der **Aspasia**, die am Tage philosophirte, und des Nachts hurte, zu danken. Wo dieses nicht eine von seinen gewöhnlichen Ironien war. Der freie Umgang, den die Franzosen mit ihrem Frauenzimmer unterhalten, trägt zu ihrem flüchtigen, aufgeweckten Wesen vieles bei. Sie erwerben sich nach und nach eine gewisse mechanische Lebhaftigkeit des Geistes. Der Mangel dieses Umgangs macht den Italiener ernsthaft, und den Spanier steif.

§. 197.

Die Eigenliebe ist der gröste Antrieb zu berühmten Thaten, solte sie sich auch auf eingebildete Vorzüge gründen. **Rochefoucault** hielt sie vor den Grund aller unsrer Handlungen, und die **Stoiker** nebst andern alten Weltweisen, gaben sie

*) Cicero l. de Orat. Valer. l. 8. C. 7.

**) Ingenium nobis sola puella dedit.

sie vor den ersten Grundtrieb aller Thiere an, woraus alle andre Triebe herstamten. *)

§. 199.

Was vor erstaunende Wirkungen bringt die Begierde nach Ruhm in dem menschlichen Geiste herfür. Sie bildet Helden und Gelehrte. **Alexander** rennt in tausend blutge Säbel, damit der müßige Pöbel zu Athen bei Tische von ihm vortheilhaft sprechen möchte.

Dein Feuer fült die grösten Geister;
Du lehrest Künst und machest Meister,
Durch dich erhält die Tugend sich.
Der Weise selbst folgt dir von fernen,
Sein starrer Blick sucht in den Sternen
Nicht ihren Wunderlauf, nur dich.

Leibnitz hatte die Ehre sehr lieb, und wolte gern vor den grösten Gelehrten in Europa gehalten werden. Der goldne Klang des Nachruhms, so eingebildet er immer ist, so wenig es hilft, wenn Menschen nach tausend Jahren noch unsern Namen nennen, hat doch seit jeher die grösten Geister überrascht, und war ein mächtiger Antrieb unermüdet zu arbeiten. **)

*) Cic. de fin. l. 4. c. 10. Sed primum positum sit, nosmet ipsos commendatos esse nobis, primumque ex natura hanc habere appetitionem, vt conseruemus nos ipsos.

**) CICERO pro Archia. Trahimur omnes laudis studio et optimus quisque maxime gloria ducitur.

Achter

Achter Abschnit.

Vom Staate.

§. 200.

Man kan die Nationen, wie der scharfsinnige **Montesquieu** bemerkt, in zwei Classen eintheilen. Einige bauen das Feld, andre nicht. Die leztern bestehn entweder aus kleinen, zerstreuten Hausen, die insgemein von der Jagd leben, und sich unter diesen Umständen nicht vereinigen können, oder aus kleinen Völkern, die von der Viehweide leben, und sich daher noch vereinigen können. Die ersten heissen **Wilde**, die andern **Barbaren.** Die Wilden findet man noch hier und da in Amerika, und zu den Barbaren gehören die Araber und Tartarn. Die andern Nationen, welche das Feld bauen, und welche die Nothwendigkeit nach ihren Umständen zwingt, sich in ordentliche Regierungsformen zu vereinigen, machen den gesitteten Theil der Welt aus.

§. 201.

Die gesitteten Nationen müssen von den ungesitteten in Ansehung ihres Verstandes und des Wachsthums der Künste und Wissenschaften gar

sehr

sehr unterschieden seyn. Denn der Verstand wächst mit den Bedürfnissen, und nach Beschaffenheit derselben; da nun diese bei gesitteten und ungesitteten Nationen sehr verschieden sind, so müssen auch beide Umstände einen gar verschiednen Einfluß in ihren Verstand haben. Der Vorzug, den man den Barbaren einräumt, daß sie nicht so lasterhaft sind, als Nationen, bei welchen Künste und Wissenschaften blühen, ist sehr ungegründet. Dieses komt bei ihnen nicht etwa aus einer bessern Einsicht der Tugend, und einer Kentniß des Lasterhaften, sondern aus bloßer Unwissenheit her. Diese aber kan man niemand als eine Tugend anrechnen. Sie würden auf eine viel heftigere Weise, als die gesitteten Nationen ausschweifen, wenn sie mit ihrer Barbarei eine größere Erkentniß verknüpften.

§. 202.

Die herumschweifenden Völker, wie die Wilden und Barbaren, haben wenig Bedürfnisse. Sie leben mehr vom Fleisch der Thiere, oder von der Milch ihrer Heerden und vom Fischfange, als von den Früchten der Erde. Deswegen sind wenig Erfindungen bei ihnen entstanden; dieses zeigt auch die Geschichte der Scythen, Tartarn und Wilden. Die so nöthige Kentniß der Astronomie, welche man bei allen Völkern findet, die ein festes Eigenthum haben, fehlet ihnen ganz und gar, weil es

ihre Lebensart nicht erfordert. Sie treiben keinen Ackerbau, sie haben keinen beständigen Aufenthalt; daher brauchen sie auch kein Maaß der Zeit. Die Wissenschaften, wenn man sie erfinden soll, erfodern Muße und Neugierde; aber diese benimt ihnen das herumschweifende Leben, indem sie sich in einer beständigen Zerstreuung befinden, daß die Seele nicht lange auf einen Punkt gerichtet seyn kan. Daher waren auch die **Titanen**, als sie nach Griechenland kamen, nicht glücklich in Ausbreitung der Künste, weil sie einen veränderlichen Aufenthalt unter Gezelten und auf Gebirgen hatten. Das wichtigste Bedürfniß dieser Nationen besteht also darin, wie sie sich ihren Unterhalt verschaffen. Daher können sich auch blos die Fähigkeiten bei ihnen entwickeln, welche zu der Verschaffung des Unterhalts nöthig sind.

§. 203.

Die Ausbildung der Seele ist ihr Werk nicht. Derjenige ist bei ihnen der Vortreflichste, welchen die Natur mit den vorzüglichsten sinnlichen Werkzeugen begabt hat. Daher übertreffen sie auch gemeiniglich die gesitteten Nationen an der Schärfe der Sinnen. Die **Hottentoten** sehen Schiffe mit bloßen Augen, welche die Holländer nur mit Fernröhren entdecken; sie tanzen mitten im Orkan auf den Wasserwogen, laufen troz einem Hirsche

und zerbrechen die dickſten Aeſte. Die wilden Amerikaner konten die Spanier von ferne riechen, wie die Spürhunde das Wild.

Dieſes ſind wahre Vollkommenheiten des Körpers; aber gehen ſie darum den Vollkommenheiten der Seele vor? Iſt ein Hottentot edler als ein Newton? die Seele iſt immer unſer vorzüglichſter Theil, und ihre Vollkommenheiten ſind weit würdiger, als die geübteſten Sinnen des Körpers, und doch zieht **Rouſſeau** deswegen die Wilden, aus einem wunderlichen Eigenſinn den geſitteten Nationen vor. *) Kan man die menſchliche Seele lieb haben, wenn man dieſes behauptet! Daher ſchrieb Herr von **Voltaire** an ihn, es wäre ihm bei Leſung ſeines Buches die Luſt ankommen, auf Vieren zu kriechen.

§. 204.

Die Völker, welche den Ackerbau treiben, haben weit mehr Bedürfniſſe, als die Wilden und Barbaren. Ihr Verſtand muß ſich alſo eher und beſſer entwickeln, und ſie müſſen mehr Erfindungen haben. Die Saat, das Einerndten, und die übrigen Beſchäftigungen des Feldbaues erfodern eine genaue Erkentniß der Jahrzeiten und der Witterungen, indem es nicht gleichgültig iſt, wenn man dieſelben unternimt. Daher müſſen ſie ein Maaß der

*) De l' inégalité des hommes.

der Zeit haben, und folglich die Astronomie studiren. Also findet man bei den Chaldäern, Aegyptiern und Chinesern, daß sie sich sehr früh auf diese Wissenschaften gelegt haben.

§. 205.

Diese Nationen müssen ein Eigenthum haben; daraus entstand die Theilung der Länder. Man muste Gränzen machen, es wurden Städte und Dörfer gebaut, man errichtete Staaten und ordnete Gesetze, die das Wohl und die Sicherheit des Volkes beförderten. Die Abtheilung der Felder, gab den Völkern die ersten Begriffe von der Geometrie, und so brachte ein Bedürfniß das andre, und eine Kunst die andre herfür, die ihr benachbart war, und ihr schwesterlich die Hand both.

§. 206.

Da die Eigenthümer eingeführt waren, und es einem Menschen nicht mehr frei stund, sich aller Produkte der Erde nach seinem Willkür zu bedienen, und die Bedürfnisse also gehäuft wurden, so musten die Völker durch Handel und Wandel einander ihre Bedürfnisse erfüllen. Jeder besaß nicht alles, was er brauchte, er muste also von einem andern durch Tausch oder andere bestimte Werthe, sich die nothwendigen, nützlichen und angenehmen Dinge verschaffen. Daher entstand Maaß und Gewichte. Dieses leitete die Menschen auf den Nutzen des

Gleichgewichts, und gab die ersten Begriffe von der Mechanik, die man auch zur Baukunst nothwendig brauchte, und im gesellschaftlichen Leben ganz und gar nicht entbehren konte.

§. 207.

Die Völker, welche sich früh auf die Handlung legten, haben sich vor allen andern in Künsten und Wissenschaften herfürgethan. Dieses bezeugen unter den Alten hauptsächlich die **Phönizier.** Sie brauchten zum Handel das Zählen, und erfanden die Rechenkunst. Daher ist dieselbe bei Völkern, die keinen Handel haben, immer in schlechten Umständen gewesen. **Strabo** sagt, die Völker in **Albanien** hätten nicht über hundert zählen können, weil sie niemals Handlung getrieben. Die Bedürfnisse trieben handelnde Nationen zu fremden Völkern. Sie lernten neue Länder kennen, und gaben der Geographie den Anfang. Sie bedienten sich zur Bequemlichkeit und Fortschaffung der Waaren der Flüsse und Seen, und daraus entstand die Schiffart; welche ohne Kentniß der Astronomie, Mechanik, Hydrostatik und Baukunst ebenfals nicht stat finden konte.

§. 208.

Mit dem Wachsthum der Künste und Wissenschaften nimt auch eine Nation in der Artigkeit der Sitten zu; daher sind die Einwohner der Oerter,

wo

wo man Handlung trieb, und einen Umgang mit Fremden hatte, die man nicht durch ein grobes Wesen abschrecken durfte, jederzeit gesitteter gewesen, als andre Nationen. **Cäsar** bemerkt von den alten Einwohnern in **Kent**, daß sie die gesittesten unter allen Völkern in England gewesen, weil sie an der See wohnten, und einen größern Umgang mit Fremden hatten, als ihre übrigen Landsleute. Die Einwohner zu **Ciudadella** sind die höflichsten und artigsten unter allen Minorkanern; denn diese Stadt war vorher der beste Handlungsort in Minorka, ehe die Engländer die Regierung nach Mahon verlegten. *)

§. 209.

Diejenigen Völker, welche sich früh in eine Staatsverfassung begeben, haben sich am frühsten entwickelt, und ihr Verstand hat vor allen ihren barbarischen Nachbarn herfürgeglänzt, und sie bei weiten übertroffen Denn so lange die Nationen noch in der Wildheit und Barbarei leben, sind sie in beständiger Unruhe. Durch ihre Vereinigung aber wächst ihre Macht, und sie gelangen zu der Ruhe, die den Wissenschaften unentberlich ist. Aus diesen Ursachen war Aegypten in den ältesten Zeiten nach der Sündfluth gleichsam das Orakel der Weisheit, bei welchen alle Nationen ihre Schä-

*) Armstrongs Beschreibung von Minorka.

ze von Künsten und Wissenschaften sammelten. Als Jakob ohngefehr 650. Jahr nach der Sündfluth in dieses Land zog, war es schon zu einer ansehnlichen Größe gelangt. Eben dieses findet man auch an den ersten Staaten in Amerika. Das mexikanische und peruanische Reich stand ohngefehr 350. Jahr, als die Spanier nach Amerika kamen, und die Einwohner verstunden schon viele Künste und Wissenschaften, von denen uns **Garcilaßo** unterrichtet, welche alle ihren Nachbarn fehlte, weil sie sich in keinem ordentlichen Staate befanden. Die **Titanen**, welche nach Griechenland kamen, brachten zwar unterschiedne Künste mit in dieses Land; aber sie wurden nicht ausgebreitet, weil sie nicht *in* Staaten, sondern unter Gezelten und auf Gebirgen lebten. Aber dieses Glück fand Griechenland erst, als die Kolonien der folgenden Aegyptier und Phönizier kamen. Diese bauten Häuser, errichteten Staaten, und stifteten die Königreiche zu Athen, Argos, Sparta und Theben.

§. 210.

In den katholischen Provinzen in Europa, wo man die Staatskunst genauer kent, und glücklicher ausübt, ist die Nation in Entwickelung ihres Verstandes viel vollkomner, als in andern katholischen Ländern, wo der Aberglaube derselben Fesseln anlegt. Diese war es, welche den Venetianern die

Augen

Augen geöfnet hat, daß sie viele Dinge sehen, die man in andern katholischen Provinzen übersieht, und viele Vorrechte besitzen, die der Aberglaube andern Ländern von dieser Religion geraubt hat. Man solte glauben, in **China** müsse die Einrichtung des Staats einen großen und glücklichen Einfluß in die Gelehrsamkeit haben; denn es werden bloß gelehrte Befehlshaber über Städte und Provinzen gesetzt. Allein es ist ein bloßer Schein, welchen die Mißionarien durch hochtrabende Nachrichten, ihr Bekehrungsgeschäfte desto glänzender zu machen, noch mehr erhoben haben. Man sieht allenthalben das äußerliche Ansehen der Gelehrsamkeit, aber das wahre Wesen derselben ist nirgends zu finden; denn sie schränken ihre Gelehrsamkeit blos auf die Sprache, Gesetze, Geschichte und Sittenlehre ein, welche sie denn schlecht genug inne haben.

§. 211.

Die besondre Einrichtung des Staats kan zu besondern Erfindungen Gelegenheit geben. Die Aegyptier wusten, daß die Verehrung der Kinder gegen die Aeltern, zu der Ruhe des Staats vieles beitrüge; daher wurde sie durch ausdrückliche Gesetze auf das genaueste befohlen; ja diese Verehrung solte sogar auch nach dem Tode fortdauern; dieses gab nach und nach Gelegenheit zu Erfindung des Balsamirens; welches endlich mit ihrem veränder-

ten Staate, da neue Gesetze aufkamen, und die alten untergiengen, wieder in Vergessenheit gerieth; ob es gleich nicht wahrscheinlich ist, wie die meisten behaupten, daß es seit **Cambyses** Einfall in Aegypten solte seyn verlohren gegangen. Man kan aber auch eine andre Ursache von der Erfindung des Balsamirens angeben, welche von der Religion dieses Volks hergenommen ist; indem sie nämlich um der vermeinten Seelenwanderung willen, die Verwesung der Körper, so lange als es möglich war, verhindern wolten.

§. 212.

So vortheilhaft die Einrichtung des Staats zu Beförderung der Künste und Wissenschaften seyn kan, so können doch die besondern Umstände desselben, und die daher rührenden Gesetze auch ihren Wachsthum hindern. In den englischen Provinzen in Nordamerika wird kein einzig Handwerk, auch keine Fabriken und Manufakturen erlaubt, ausser die zum Ackerbau unentberlichen Schmiede; um zu verhindern, daß die daselbst gebohrnen Menschen nicht aus dem Lande wegverlangen, weil sie sonst denen in England zum Schaden gereichen würden, indem ihnen aller Handel mit Fremden verboten ist. Die Politik der ältesten Beherscher in Aegypten war der Seehandlung gänzlich entgegen; daher verschlossen sie den Fremden den Eingang

gang in ihre Hafen, und **Naukratis** war der einzige Ort, wo ihnen der Zugang erlaubt war.

§. 213.

Der Staat hat einen Einfluß auf viele Dinge, die wieder einen Einfluß in den Verstand haben, und wirkt also mittelbar auf den Verstand. Ich habe oben gezeigt, was die Sprache in dem menschlichen Verstande vor Veränderungen herfürbringen kan; diese aber hängt in vielen Stücken vom Staate ab. Als Rom die Annehmlichkeit von Asien und Griechenland kennen lernte, wurde seine Sprache fein und so verändert, daß **Polybius** versichert, daß die in den Alterthümern zu seiner Zeit erfahrensten Römer kaum die Traktaten lesen können, welche die Römer mit den Carthaginiensern gemacht, und die im Capitolio auf ehernen Tafeln eingegraben waren. Es ist gewiß, daß die Römer seit diesem Zeitpunkte der Ausbesserung ihrer Sprache gesitteter worden, und daß ihr Verstand dadurch keinen geringen Vortheil erlangt hat.

Die Ehre, sich vor andern herfürzuschwingen, und sein Talent den Nachkommen bekant zu machen, welche den Menschen zu großen und bewunderungswürdigen Handlungen treibt, und ihm alle Mühe erleichtert, seinen Verstand auf eine hohe Stufe zu treiben, welcher man so viele Entdeckun-

gen zu danken hat, ist ihren Ursprung eigentlich dem Staate schuldig.

§. 214.

Die Erziehung ist ein vorzügliches Mittel den Verstand zu entwickeln, ihn zu bilden, und auf einen festen Punkt zu lenken. Man kan sie als eine Folge des Staates ansehen. Nachdem also die Staaten unterschieden sind, nachdem muß auch die Erziehung verschieden seyn. Die Erziehung in einer Republik muß anders beschaffen seyn, als in einer Monarchie, wenn der Staat gute Bürger haben soll. Von Rechtswegen solte jeder Staat sich mit der Erziehung der Jugend beschäftigen. Seine ganze Wohlfart beruht darauf, wenn er gute Bürger hat. Kan er sie aber ohne eine rechtmäßige Erziehung haben? **Lycurgus**, dieser weise Gesetzgeber beschäftigte sich aus keiner andern Ursache so häufig mit Erziehung der Jugend. Denn ob man gleich zu Sparta die schönen Künste und Wissenschaften nicht achtete, so legte man sich doch auf andre Wissenschaften desto emsiger; ob man gleich daselbst nicht zierlich und wohlklingend sprach, so redete man doch mit Nachdruck und Vernunft.

§. 215.

Die Veränderungen, welche sich in einem Staate zutragen, und die langwierige Ruhe und Muße in demselben sind wichtige Gegenstände in Ansehung

des

des menschlichen Verstandes. Die Muße in einem Staate ist dem Charakter der Nation oft schädlich, und setzt den Geist herunter. Die Einwohner in **Carthagena** sind nach des **Ulloa** Beobachtung von einer besondern Fähigkeit des Verstandes. Sie bringen es durch ihren scharfsinnigen Witz in kurzer Zeit so weit, als es die Bewohner andrer Länder kaum durch viele Arbeit und in reifern Jahren bringen. Ihr Fleiß dauert bis ins fünf und zwanzigste oder dreißigste Jahr. Von dieser Zeit an nimt er eben so geschwind wieder ab, und hört auf einmal auf. Die Ursache dieser besondern Erscheinung ist, weil es ihnen an Gegenständen fehlt, ihren Verstand zu üben, und weil sie durch nichts dazu angetrieben werden. Denn da sind keine Kriegsheere oder Schifsflotten, bei denen sie könten gebraucht werden, und die Bedienungen der Gelehrten sind in geringer Anzahl. Da sie nun keine Reizung zur Ehrbegierde haben, so verfallen sie gänzlich in Müßiggang.

§. 216.

Wo sich in einem Staate lange Zeit keine Veränderungen zugetragen haben, da steht der Charakter einer Nation gleichsam stille. Er ist immer ein und eben derselbe, er geht weder vor noch rückwärts; sondern ist einer ruhigen See gleich, welche weder durch eintretende Flüsse, noch durch die Gewalt

walt der Sturmwinde bewegt wird, immer in ihren alten Ufern bleibt, ohne jemals ihre Gränze zu überschreiten. Wenn die Gesetze in einem Lande niemals geändert werden, so bleibt auch der Geist der Nation unverändert, die Sitten sind eben dieselben, und der Verstand steht auf der alten Stufe. Es ist vieleicht kein Land in der Welt, wie **Carve** bemerkt hat, welches seine uralten Gewohnheiten so lange beibehalten hat, als **Persien.** Man sieht mit Erstaunen, daß die zu des **Darius** und **Xerxes** Zeiten üblichen Gesetze und Gebräuche noch immer im Schwange gehn, und daß die heutigen Perser, den Persern des **Herodotus** und **Xenophon** beinahe ganz ähnlich sind. *) Doch haben sich dieselben auch in manchen Stücken fremden Gebräuchen unterzogen; von den Medern nahmen sie die Kleidung, von den Aegyptiern die Waffen, und von den Griechen die Laster an. **Plato** hat ehmals etwas ähnliches in Aegypten bemerkt, als wo seit einigen tausend Jahren keine erhebliche Veränderung in den Grundgesetzen oder Landesgebräuchen vorgegangen war. Statuen, die zu seiner Zeit in Aegypten gemacht worden, waren weder in der Gestalt, noch sonst, von denen, welche tausend oder mehr Jahre älter waren, verschieden. **)

§. 217.

*) X. Th. der allgemeinen Reisen.

**) Plato Leg. l. 2.

§. 217.

Mit der Veränderung des Staates, wo entweder ein ganzes Land unter die Bothmäßigkeit einer fremden Nation komt, oder wenn auch sonst andre große und wichtige Begebenheiten vorfallen, die daraus entsprießen, ändern sich die Sitten und das Genie eines Volkes. Entweder das besiegte Volk nimt die Denkungsart des Siegers an, oder die siegende Nation artet in das Genie des besiegten Volkes aus. Die Tartaren eroberten China, verließen ihre alten Gebräuche, Sitten und Denkungsart, und wurden in allen Stücken den Chinesern ähnlich. Rom besiegte Griechenland; aber Griechenland überwand das Genie der Römer. Der Gefangne nahm den Sieger gefangen, und brachte die schönen Künste und Wissenschaften in das rauhe Latium. *) Rom hat sich jederzeit den Vortheil zu Nutze gemacht, dasjenige an sich zu bringen, was es bei den bezwungnen Nationen gutes fand. Auf gleiche Weise zog es auch die Künste von Carthago und Numantia an sich.

§. 218.

Wenn eine Nation Gelegenheit hat, bei Staatsveränderungen die Gebräuche und Gewohnheiten fremder

*) Horat. Epist. L. II. ep. 1. v. 156.
Graecia capta ferum victorem cepit, et artes
Intulit agresti Latio.

fremder und gesitteter Völker zu sehen, so muß ihr Verstand manchen Vortheil davon ziehen. Mailand hat viel solche Veränderungen erfahren, da sie bald Spanier, bald Deutschen, bald Franzosen in ihren Mauern gehabt; daher ist daselbst eine viel freiere und von den Gewohnheiten des untern Italiens abgehende Lebensart eingeführt worden; obgleich sonst der Aberglaube und die Hartnäckigkeit bei dem alten Herkommen zu bleiben, diesen glücklichen Einfluß auf mancherlei Art schwächen oder auch gar hindern kan.

§. 219.

Der Punkt, wo Sklaverei und Freiheit mit einander gekämpft haben, ist in der Geschichte des menschlichen Verstandes sehr merkwürdig. Man hat in demselben fast zu allen Zeiten Genies aufsteigen sehen, welche ihre Zeiten glorreich gemacht haben, und welche die Nachwelt noch itzo bewundert. Die innerliche Unruhe macht den Geist der Nation rege, er zeigt sich in seiner erhabnen Gestalt, die Leidenschaften geben ihm Flügel, die er zur Zeit der Ruhe nicht kante; sie machen ihn hurtig, und zu großen Werken aufgelegt, welche zwar nicht die phlegmatische Richtigkeit haben, die wir von Ruhe und Sicherheit erhalten; aber doch ewige Denkmale des feurigen und alle Zügel verachtenden Genies sind. Zwar gilt dieses nicht von den abstrakten

Wissenschaften, welche ein Werk der Ruhe sind; aber doch von denen, welche das Herz bewegen, und alle Triebfedern des Geists aufzuspannen fähig sind. Rom sah seine grösten Köpfe am Ende seiner Freiheit und Anfang seiner Sklaverei unter dem **Augustus.** Mitten im Streite der **Guelfen** und **Gibellinen** schrieb **Dantes** den Abriß von Menschen und ihren Leidenschaften feurig und nachdrücklich. Unter den Kaisern aus dem schwäbischen Stamme suchten die Deutschen ihre Freiheit zu behaupten, und das sklavische Joch abzuschütteln, was ihnen von Rom angedroht wurde; und dieses war die goldne Zeit der **Minnesinger**, welche einige sehr unrecht in die Classe der spätern Meistersänger gesetzt haben. *)

§. 220.

So schädlich der Krieg einem Lande ist, so hat er doch bisweilen auf den Charakter einer Nation einen günstigen Einfluß. Durch die beständigen Unruhen werden große Geister in Bewegung gesetzt, die sich sonst in der Ruhe nicht herfürgethan hätten. So lange die **Gallier** Krieg führten, waren sie ein freies, glückliches, tapfres und arbeitsames Volk. Mit der Ruhe aber überwältigte sie die Faulheit, und mit der Tapferkeit verlohren sie zugleich

*) Samlung geistvoller Schriften, 7tes Stück.

gleich die Freiheit. *) Mitten unter den bürgerlichen Kriegen zwischen dem **Sylla** und **Marius** bildeten sich die grösten Redner, **Antonius**, **Craßus** und **Cotta**. Die alten **Minorkaner** waren ein tapfres und muntres Volk, so lange sie in beständigen Kriegen mit den Mohren verwickelt waren. Sie thaten sich auch unter den carthaginiensischen Armeen, besonders unter dem Hannibal herfür; aber itzo, da sie ihre Freiheit verlohren haben, sind sie ein schändliches und träges Volk. Sie haben sogar, welches unglaublich ist, den Trieb zur Freiheit verlohren, als wenn es nicht mehr der Mühe werth wäre. Daher sie auch den General Stanhope, der sie der englischen Staatsverfassung näher bringen wolte, baten, sie bei ihrer alten Form zu lassen, da sie doch von ihren Geistlichen abscheulich ausgesogen wurden, und unter einer strengen Regierung lebten. **)

§. 221.

Der Krieg kan auch den Charakter einer Nation heruntersetzen, den Künsten und Wissenschaften schädlich seyn, und Erfindungen verdringen; besonders wenn er lange fortdauert. Die barbarischen

*) Tacitus in vita Agricolae. Gallos in bellis floruisse accepimus; mox segnities cum otio intrauit, amissa virtute pariter et libertate.

**) Armstrong loc. cit.

schen Jahrhunderte, welche man die finstern nent, weil Künste und Wissenschaften in denselben verdunkelt worden, entstanden durch die Einfälle der Alanen, Vandalen, Gothen und Longobarden, welche Deutschland, Italien, Spanien und Frankreich überschwemten, die gelehrten Denkmale, Schriften und Bibliotheken verwüsteten, und den bezwungenen Völkern ihre wilde Sitten beibrachten, wovon sich diese Länder erst sehr langsam wieder erhohlten. Die Morgenröthe der Wissenschaften erschien erst wieder in Europa, als die Türken Constantinopel eroberten, und die griechischen Gelehrten sich nach Italien begaben; obgleich ihre Gelehrsamkeit damals blos in der griechischen Sprache und der Weltweisheit, besonders der platonischen bestand. Rom dachte nicht eher an die schönen Wissenschaften, und hatte wegen der vielen Kriege nicht Muße genug, die Schönheiten des **Sophokles**, **Thespis** und **Aeschylus** zu studiren, bis es seine Kriege nach Griechenland, Afrika und Spanien versetzte. *)

§. 222.

So lange ein Volk noch rauh, unwissend und arm ist, so lange können die schönen Künste bei ihm nicht

*) Horat. Epist. I. L. 2.
Et post punica bella quietus quaerere coepit,
Quid Sophocles et Thespis et Aeschylus utile ferrent.

nicht aufkommen, welche aus dem Vergnügen entspringen. Als **Augustus** Ruhe verschafte, die Genies hervorzog und belohnte, gelangte die Dichtkunst zum höchsten Gipfel; bis nach und nach die Bemühung allzu zierlich und witzig zu seyn, die wahre Natur unter so viel Tändeleien versteckte, daß sie fast unsichtbar ward.

§. 223.

Wenn man die gesitteten Nationen betrachtet, so findet man dreierlei Regierungsarten; obgleich die ungesitteten oft auch nicht gänzlich ohne eine Form des Staats sind. Die **republikanische**, wenn mehr als eine Person die oberste Gewalt hat; und diese theilt sich wieder nach zwei Aesten, in die **Demokratie**, wenn das ganze Volk zusammen die oberste Gewalt hat, und in die **Aristokratie**, wenn sie bei einem Theile des Volkes ist. Die zweite Art ist die **Monarchie**, wenn eine Person allein nach gewissen bestimten Gesetzen regiert. Die dritte ist der **despotische Staat**, wenn einer allein ohne bestimte Gesetze blos nach seinem Willkür die Regierung verwaltet.

§. 224.

Ich werde mich hier nicht einlassen, den Werth dieser unterschiednen Regierungsarten zu bestimmen, und ihre Vorzüge fest zu setzen. Ich betrachte sie blos, in so fern sie einen Einfluß in den Verstand

haben.

haben. Ueberhaupt kan man anmerken, daß die Monarchie und Republik vor der despotischen Regierung in Ansehung des menschlichen Geistes einen gegründeten Vorzug haben. Den Werth aber der beiden ersten gegen einander zu bestimmen, ist nicht so leicht. Die Menschen richten sich in ihren Urtheilen gemeiniglich nach den Umständen, in welchen sie sich befinden. Ein Republikaner erhebt die Vorzüge der Republik bis in den Himmel, und verachtet den monarchischen Staat. Allein es ist unstreitig, daß sowohl die Monarchie als Republik einen günstigen Einfluß in den menschlichen Verstand haben kan. Man hat in beiden große Köpfe hervorkommen sehen, welche die Ehre ihrer Zeit gewesen sind. In beiden sind Werke in Künsten und Wissenschaften entstanden, die der Ewigkeit trotzen. Ein eifriger Republikaner, der zu sehr von sich eingenommen ist, daß er einem andern glauben könte, wird diesen Satz zwar schwerlich zugeben, allein uns ist genug, daß ihn die Erfarung bestätigt.

§. 225.

Man kan die Monarchie entweder blos an sich betrachten, ohne auf den Prinzen zu sehn; oder man kan dabei auch den Prinzen in Erwegung ziehen, welcher sie verwaltet. Ob es gleich auch kleine Monarchien, besonders in den ältesten Zeiten gab, wo bisweilen jede Stadt ihren eignen König

hatte; so sind die Monarchien wenigstens itzo doch meistentheils von einem großen Umfange. Daher ist die Macht derselben viel ansehnlicher, als der Republik, zumal wenn sie einen verständigen und staatsklugen Fürsten hat. Eine größere Macht hat eine größere Sicherheit der Unterthanen zur Folge, wenn es nicht andre Umstände hindern, davon wir itzo abstrahiren können. Aus der Sicherheit vor den Anfällen der Feinde entsteht nach und nach eine Liebe zur Bequemlichkeit und zu Ergötzungen. Diese aber sind die Mutter der schönen Künste und Wissenschaften; also können dieselben in der Monarchie sehr wohl Wurzel fassen. **Schaftesbury** und **Addison** beide Republikaner verwerfen diesen Satz. Der erste hat bemerkt, daß zu Rom keine Bildsäule, keine Medaille, und so gar kein mittelmäßiges Stück in der Baukunst mehr erschienen, so bald die eigenmächtige Gewalt eingeführt worden. *) Und Addison behauptet, daß sich unter den Ueberbleibseln des alten Roms die Größe der Republik vornehmlich in Werken, die entweder nothwendig oder nützlich waren, als in Tempeln, Landstraßen, Wasserleitungen und Bädern in der Stadt Rom zeige. Unter den Kaisern aber, wo die Pracht von Rom mehr auf den äußerlichen Stolz und Schwelgerei, als auf einen gegründeten Nutzen

*) Essay on the Writings and Genius of Pope.

Nutzen und die Nothwendigkeit gieng; findet man Bäder, Schauplätze, Rennbahnen, Prachtkegel, Triumphbogen, Ehrenpforten und Mausoleen. Denn was sie an Wasserleitungen hinzufügten, geschah mehr in der Absicht ihren Bädern und Naumachien zu statten zu kommen, und die Stadt mit Brunnen auszuschmücken, als daß solches wirklich die Nothwendigkeit erfodert hätte. *) Aber der Verfasser über Popens Werke widerlegt sie gründlich, wenn er sagt: Die Mahlerei, Bildhauerkunst und die Musik sind zu Rom, ungeachtet der Sklaverei und des Aberglaubens, die allda herschen, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gestiegen. **Dantes**, **Ariosto** und **Tasso** haben unter keiner freien Regierungsform geblüht. **Michael Angelo**, **Raphael** und **Julius** der Römer desgleichen.

§. 226.

Es ist unstreitig, und von niemand in Zweifel gezogen worden, daß die Monarchie in Ansehung des menschlichen Verstandes, vor dem Zustande der wilden und barbarischen Nationen einen großen Vorzug hat. Das Mein und Dein ist der Erfinder vieler Bedürfnisse und vieler Wissenschaften, die daraus entstehen. Als die Spanier nach Amerika kamen, fanden sie nur zwei Völker,

*) Addisons Anmerkungen über Italien.

wie ich schon vorher bemerkt habe, welche alle andere in Künsten und Wissenschaften übertrafen, nämlich die Peruaner und Mexikaner, und diese allein lebten in einer Monarchie.

§. 227.

Der Fürst hat in der Monarchie einen großen Einfluß auf die Unterthanen. Seine Handlungen sind das Augenmerk der Nation. Er ist das glänzende Urbild, nach welchem tausend Menschen ihre Handlungen abmessen. Er giebt der ganzen Harmonie seiner Staaten den Ton. Man weiß, wie gern der Niedrige den Großen nachahmt. Obgleich diese Nachahmung oft einen schlechten Kopf anzeigt, der zu träge ist eine eigne Bahn zu finden, die sein Ansehen erhöhen könte. Wie oft haben Hofleute sogar die Fehler ihrer Fürsten nachgeahmt, weil sie glaubten, es wäre alles an einem so erhabnen Bilde der Gottheit schön; ob sie gleich öfters in den Umständen gewesen sind, wie Balbinus der Liebhaber der Anna beim Horaz. *) Die Königin **Christina** sagte, unter einem dummen *Fürsten* ist entweder der Hof dumm oder er wird dumm. Ein philosophischer und menschenfreundlicher König bildet nach und nach Köpfe, die ihm ähnlich denken, und das Joch der sklavischen Nachahmung abschütteln. Aber ein Despote zertrit allen Saamen

*) Horat. Satyr. L. I. v. 40.

men des Verstandes, daß er niemals zur Reife gelangt. Doch findet man Beispiele, daß alle Bemühungen löblicher Fürsten in Herfürbringung und Erweiterung der Künste und Wissenschaften vergeblich gewesen. Dieses kan daher kommen, wie **Helvetius** mit Grunde bemerkt, weil sie ihre Bemühungen nicht lange genug fortsetzten. Ein Wort oder ein Gesetze verwandelt eine Nation nicht plötzlich. Die Krankheiten, die im Staate überhand nehmen, können nur langsam geheilt werden. Nach etlichen Jahrhunderten der Unwissenheit ist das Feld der Künste und Wissenschaften bisweilen so verwildert, daß es keine wahrhaftig großen Männer tragen kan, bis dasselbe durch verschiedne Zeugungen der Gelehrten vorher uhrbar gemacht worden. *)

§. 228.

Die Ehre ist eine Frucht des Staates. So wenig ein Weiser den äußerlichen Zuruf des Volkes achtet; zufrieden, wenn er die sanfte, harmonische Stille der Gemüthsruh in seinem Innern fühlt; so ist sie doch jederzeit ein mächtiges Triebrad des menschlichen Verstandes gewesen. Was brachte sie in Griechenland vor große Künstler herfür, deren Werke nicht als ein Privateigenthum, sondern als ein Gut des Staates angesehen wurden! Wie

*) Heluetius de l'esprit, Disc. III. Chap. 30.

weiß England seine großen Geister zu erheben! Man sieht ihre Asche sich nicht mit dem Pöbel mischen, wie in Deutschland. Ihre Gräber glänzen unter den Grabmahlen der Könige. Und wenn man bei diesen kalt und unachtsam vorbeigeht, so bleibt man bei jenen voll Bewunderung stehen. Die berühmte Comödiantin **Oldfield** wurde in Westmünster begraben, da sie in Frankreich vieleicht unter den Schädeln der Missethäter auf den Schindanger wäre verscharrt worden. So wurde **Ennius** von **Scipio** dem Afrikaner in das Grabmahl der Scipionen gelegt, auf dem man ihm eine Bildsäule errichtete. *) **Cato** führte ihn aus Sardinien, wo er ihn unter den Soldaten fand, mit nach Rom. Dadurch erwarb er sich bei den Römern einen solchen Ruhm, als wenn er den grösten Triumph über Sardinien erhalten hätte. **)

§. 229.

Zur Zeit der römischen Republik fielen die Würden und Ehrenstellen blos auf Verdienste. Ohne Verdienste konte man sich nicht herfürschwingen, wenn man auch sonst von hoher Geburt war. Aber unter den Kaisern fiengen die Verdienste an gefährlich zu werden. Man ehrte blos den Pöbel des Hofes, der oft aus dem Abschaum des menschlichen

*) Cicero pro Archia.
**) Cornel. in Cat. l. 3.

chen Geschlechts bestand. **Miltons** Ehre wurde noch nach seinem Tode durch eine Parlamentsakte gegen Laudern gerettet, der ihn eines gelehrten Diebstahls beschuldigt, und ihn verfälscht hatte.

§. 230.

Die Republik kan auf den menschlichen Geist einen so günstigen Einfluß haben als die Monarchie. Denn wo die Freiheit zu denken herscht, da ist der Geist viel ungebundner und freier. Man findet da nicht so viel sklavische Nachahmer; es entstehn mehr Originalköpfe, auch selbst unter dem niedrigsten Pöbel. England hat größere Originale aufzuweisen, als irgend ein andres Reich; weil die Freiheit zu denken so uneingeschränkt bei ihnen ist, als wohl in keinem Staate. Und wer frei darf denken, denket wohl. Was entstunden nicht vor große Leute in den griechischen Republiken, und zu Rom, als die Freiheit durch die Kaiser noch nicht überwältigt war.

§. 231.

Die Republik ist im Stande, den Geist in einen gewissen Enthusiasmus zu versetzen, welcher die glühende Einbildungskraft zu großen Thaten treibt. Ein jeder sieht sich vor ein wichtiges Glied des Staates an, und dieses dringende Interesse macht, daß man das Ganze und den Staat als einen Theil seines Eigenthums ansieht. Daher kam

die unüberwindliche Liebe zum Vaterlande in den griechischen Republiken; daher die Helden, an denen wir mit Erstaunen hinaufsehen; daher die Verachtung des Todes und der unerschrockne Geist, welcher nicht mehr aus den Gräbern der Helden herfürbrach, da die Griechen von der römischen Bothmäßigkeit unterdrückt wurden. **Addison** bemerkte an den Einwohnern der Republik **Lucca** eine große Munterkeit des Geistes, dergleichen man sonst nicht leicht in den benachbarten Gegenden darum gewahr wird. Die Republiken haben seit jeher große Redner herfürgebracht. Ich will der Alten nicht gedenken, wovon glänzende Beispiele vorhanden sind. **Pohlen**, ein Reich, wo andere Wissenschaften eben nicht in einem besondern Flore stehn, ist reich an Rednern, die den alten Römern und Griechen gleich gehn, und manche neuere Rede würde von dem römischen Senate mit Beifall seyn aufgenommen worden. Wem sind die vortreflichen Parlamentsreden in England unbekant? Dieses ist auch kein Wunder, weil hier die Beredsamkeit zu Vermögen und Aemtern *hilft*. Aus eben dieser Ursache brachte **Athen** so große Redner herfür, weil man dadurch zu wichtigen Ehrenstellen gelangen konte. Dieses konte sich aber **Sparta** nicht rühmen, weil man da blos den Geist des Krieges, der Härte und Ernsthaftigkeit herschen sahe. Wissenschaft und Beredsamkeit sind

bei den Engländern, wie der Lord **Bolingbroke** sagt, sichre Mittel hervorzukommen. Der Unterricht auf hohen Schulen ist gründlich, man muß da selbst denken. Ihre Gelehrsamkeit gründet sich auf die Alten. Daher haben die Reden ihrer Staatsminister so viel Aehnlichkeit mit den Mustern der Griechen und Römer. *) Die Lacedämonier waren kühn und tapfer, als sie noch den Gesetzen des **Lycurgus** folgten; aber da sie nach dem peloponesischen Kriege anfiengen Pracht und Reichthum zu kennen, verschwand dieser große Geist unter ihnen, der so viel Helden gezeugt hatte.

§. 232.

Nichts ist den Künsten und Wissenschaften schädlicher als der **Despotismus**. Der Geist schmachtet unter den Fesseln, die ihm angelegt sind, und reißt sich selten aus der Trägheit heraus, welche in einem solchen Staate ihm zur Pflicht gemacht wird. Auch das beste Genie muß sich durch wiederholte Uebungen eine Fertigkeit erwerben, um sich zu seiner bestimten Stufe zu erheben. Aber hier ist es beständig gebunden, und kan nur schwache Strahlen von sich geben, welche seine innerliche Güte verrathen; aber wegen der viel und mancher-

lei

*) Bolingbroke Briefe über die Erlernung und Gebrauch der Geschichte.

lei Hindernisse niemals im rechten Glanz herfürbrechen können. Wenn die Munterkeit nicht gereitzt wird, so geht sie nach und nach verlohren. Die Seele, welche sich unter der aufgelegten Last herfürzuarbeiten sucht, wird nach und nach schwächer, und geräth am Ende in eine sklavische Furcht, die sie von allen kühnen und mächtigen Entschlüßungen zurückhält. In **Siam** findet man schlechte Künstler, ohngeachtet es den Einwohnern nicht an natürlicher Fähigkeit fehlt. Denn thäte sich einer herfür, so würde es ihm keinen andern Vortheil bringen, als daß er umsonst Zeitlebens vor den König arbeiten müste; Daher verstehen sie von *allem* Etwas, haben aber von keiner Sache eine gründliche und zusammenhängende Erkentniß. Der römische Geist erhielt sich, so lange die Freiheit dauerte; als aber tyrannische Kaiser den Despotismus einführten, versunk er in eine niedrige Schläfrigkeit, und kam nie zu seiner vorigen Stärke empor. Daher hörten alle Bemühungen, Tugend und Gelehrsamkeit zu erlangen, auf. Zu der *Zeit* war es bisweilen ein Verbrechen gelehrt zu *seyn*, indem es zu republikanisch schien. **Caligula** wolte aus einem rasenden und schimpflichen Eifer Homers Schriften vertilgen, und die Bildsäulen des Virgils und Livius umreissen lassen. **Domitian** ließ den Metius Pomponatius umbringen, weil er eine allgemeine Weltcharte und eine Samlung

lung von Reden des Livius bei sich hatte. Daß ein Schriftsteller in seinem Punkte zu einer gewissen Höhe gelangt, kan man zum Theil aus dem Zeitpunkte beurtheilen, worin er lebte. Mancher, der unter einer freien Regierung feurig und edel dachte, und die Bewunderung der Nachwelt verdiente, würde unter einer sklavischen Regierung nur einen mittelmäßigen Kopf vorgestelt haben. Der Abt **De la Bletterie** sagt daher nicht unwarscheinlich, wenn **Tacitus** unter der Regierung des Nero in den Umgang der Welt gerathen wäre, so würde er nur ein witziger Kopf worden seyn; da er aber seine erste Jugend unter der freiern Regierung des Vespasians zubrachte, so brachte diese seine Seele in Schwung. Viele amerikanische Völker sind von ihren Vorfahren ganz ausgeartet. Die alten Peruaner waren, nach des Garcilaßo Zeugniß, welches oben ist angeführt worden, sehr fähig; aber die Unterdrückung und Verachtung, worin sie unter den Spaniern leben müssen, machen, daß sie ganz ausgeartet sind, und in einer trägen Gleichgültigkeit schmachten. Die Indianer, welche oben auf den Cordilleras wohnen, sind ungemein faul und dumm. Sie können ganze Tage auf einer Stelle zubringen, und auf ihren Fersen sitzen, ohne sich zu regen oder ein Wort zu reden. Sie haben die gröste Gleichgültigkeit gegen Reichthümer und alle Bequemlichkeit. Man weiß oft nicht, wenn

man

man von ihnen einen Dienst begehrt, durch was vor Bewegungsgründe man sie dazu antreiben soll, wie **Bouger** erzählt. Man bittet ihnen vergebens einige Stücke Geld an, denn sie sagen, daß sie nicht hungrig sind. Es muß sich demnach keiner wundern, daß sie die Taschen in den Kleidern für etwas unnützes halten; und wenn man sie endlich genöthigt hat, ein kleines Stück Geld anzunehmen, so wissen sie es nicht besser als im Munde zu verwahren. Dieses alles komt aus der großen Unterwürfigkeit her. Denn sie haben niemals etwas im Vermögen, müssen den Pfarrern bei Begräbnissen sehr viel geben, und sind ihren Herren fast immer schuldig.

Neunter Abschnit.

Von der Erziehung.

§. 233.

Daß die Erziehung einen großen Einfluß *in den* menschlichen Verstand und in die Auswickelung aller Seelenkräfte habe, wird niemand leugnen, welcher weiß, was der geschickte Unterricht eines Lehrers, welcher das Genie seiner Untergebnen kent, und mit demselbigen auf die gehörige Weise umzugehen weiß, auszurichten im Stande ist.

Quin-

Quintilian, der die jungen Köpfe so wohl auszubilden, und nach ihrer unterschiednen Denkungsart zu bearbeiten wuste, kan uns noch itzo zum Lehrmeister dienen, wie er es zu seiner Zeit mit dem grösten Ruhme war. Er brauchte die Sporen oder den Zaum nicht bei einem jeden. Die Schläfrigen ermunterte er, und die Allzufeurigen hielt er zurück. **Isokrates** sagte, bei dem Ephorus brauchte er Sporen; beim Theopompus aber den Zügel. **Philippus**, König von Macedonien, der schlaueste Kopf seiner Zeit, wuste sehr wohl, wieviel an einer guten Erziehung gelegen wäre, und daß sie meistentheils dem ganzen Leben den Ton gäbe. Als ihm **Alexander** gebohren wurde, schrieb er an den **Aristoteles**: Er wäre den Göttern besondern Dank schuldig, nicht dafür, daß ihm ein Sohn gebohren wäre, sondern vielmehr dafür, daß er zu des Aristoteles Zeit gebohren worden. Denn er hofte, wenn er von ihm würde unterrichtet und erzogen werden, so würde er erst seines Vaters und des Reichs würdig seyn, welches er dereinst besitzen solte. Dieses verrichtete auch Aristoteles nach der Zeit so wohl, daß Alexander öffentlich rühmte: Er wäre dem Aristoteles eben so wohl verpflichtet, als seinem Vater Philippus; denn von diesem hätte er das Leben empfangen; jenem aber hätte er es zu verdanken, daß er tugendhaft lebte. *)

§. 234.

*) Plutarch. in Alexandr.

§. 234.

Wenn alle Aeltern Verstand und Zeit genug hätten, ihre Kinder selbst zu unterrichten, so würden sie ohnfehlbar nicht besser können erzogen werden. Wer kent nicht die zärtliche Liebe eines Vaters oder einer Mutter, womit sie ihren Kindern zugethan sind, und wie eifrig sie sich ihrer Glückseligkeit annehmen! Als dem ältern **Cato** ein Sohn gebohren wurde, so unterwieß er ihn selbst, ob er gleich einen sehr geschickten Sklaven **Chilo** im Hause hatte, von welchem viele Knaben unterrichtet wurden. Er wolte nicht, daß sein Sohn einem Sklaven eine so große Wohlthat solte zu verdanken haben. Daher lehrte er ihm selbst die Wissenschaften, war sein Sprach- und Fechtmeister; unterwieß ihn, wie er mit dem Wurfspieß und andern Waffen umgehen, ringen, schwimmen, Hitze und Frost vertragen solte. *)

Eben so vertraute **Lycurgus** die Kinder der Spartaner keinem gekauften oder gedungnen Lehrmeister an. Es war auch einem Vater nicht einmal erlaubt, seinen Sohn nach seiner Willkür zu erziehen und zu unterrichten; sondern er nahm alle Kinder, so bald sie sieben Jahr alt waren, und theilte sie in Ordnungen ein, worauf sie auf einerlei Weise

*) Plut. in Cat. mai.

Weise erzogen und unterrichtet wurden, und gewöhnte sie mit einander zu spielen und sich die Zeit zu vertreiben. Ueber jede Ordnung setzte er denjenigen zum Aufseher, der sich durch seinen Verstand und seine Herzhaftigkeit in den Streiten vor andern hervorgethan hatte. Auf diesen sahen die übrigen alle, sie gehorchten seinem Befehle, und liessen sich von ihm bestrafen, daß also ihre Erziehung eigentlich nichts anders war, als eine Erlernung des Gehorsams. *)

§. 235.

Wie die Erziehung auf die Ausbildung der Thiere wirkt, indem sie dieselben zu einem gewissen Gegenstande geschickt macht, so merklich ist sie auch in Ausbildung der Menschen. Wie sehr unterscheidet sich ein Pferd, welches in der Reutschule ist sorgfältig abgerichtet worden, von einem andern, welches nur den Pflug gezogen! was vor eine wunderbare Fähigkeit besitzt ein Jagdhund, der von dem achtsamen Jäger ist erzogen worden; welche Kunst, Geschicklichkeit und Gehorsam, die man an einem andern Hunde vergeblich sucht! **) Auf eben diese Weise machte der Gesetz-

*) Plutarch. in Lycurgo.

**) Horat. l. 1. ep. 2.
Fingit equum tenera docilem ceruice magister
Ire viam, quo monstrat eques: venaticus ex quo
Tem-

Gesetzgeber **Lycurgus** den Spartanern den Unterschied der Erziehung begreiflich; indem er zwei Hunde, die von einerlei Vater und Mutter waren, also erziehen ließ, daß der eine zur Weichlichkeit, der andre zu allen Beschwerlichkeiten der Jagd abgerichtet war; und sagte: Ihr sehet nun, wie viel die Erziehung zur Ausbildung der Sitten beitragen kan. Was hilft uns unser edles Herkommen, unser Geschlecht, welches wir vom Herkules herleiten, wenn wir uns nicht von Jugend auf in guten Künsten üben. *)

§. 236.

Allein, obgleich die Erziehung zur *Ausbildung* und Verbesserung des Genies ungemein viel beiträgt; so ist sie doch niemals im Stande, uns das Genie zu geben, wenn die Natur nicht schon vorher den Stof in uns gelegt hat. Man nehme zwei Menschen, welche einerlei Unterricht genießen, auf welche man gleiche Sorgfalt wendet, und die mit gleichen Schritten zu dem Tempel der Wissenschaften geführt werden. Wie *sel*-

ten

Tempore ceruinam pellem latrauit in aula;
Militat in siluis catulus; nunc adhibe puro
Pectore verba puer, nunc te melioribus offer.
Quo semel est imbuta recens seruabit odorem
Testa diu.

*) Plutarch. in Lacon.

ken haben sie einerlei Wachsthum! sie werden ihre Verschiedenheit troz der Gleichheit des Unterrichts, auf unzählige Weise verrathen, wenn sie von Natur ein verschiednes Genie hatten. Mancher, der einen schlechten Unterricht genoß, thut es einen andern zuvor, welcher die besten Lehrmeister hatte, und der auf die vorzüglichste Weise als eine edle Pflanze gewartet worden. Ja solte auch das Genie durch eine ihm widrige Erziehung selbst gehindert werden, so bricht es oft wie ein muthiges Roß durch, und achtet keinen Zügel. **Shakespear** war zu einer rohen Zeit gebohren. Er hatte die niedrigste Erziehung, und weder von der Welt noch aus Büchern einen lehrenden Unterricht; aber sein Genie brach doch herfür; ob ihm gleich die Politur der Kunst fehlte, daß er bei aller großen Kentniß des menschlichen Herzens in manche Unregelmäßigkeit und Ungereimtheit verfiel. **Pascal** hat als ein Knabe von zwölf bis vierzehn Jahren, ehe er noch ein mathematisches Buch gesehen, die Helfte des Euklides aus sich selbst erfunden und demonstrirt.

§. 237.

Wenn auch die Erziehung keine Mutter des Genies ist, so kan sie doch seine Hebamme und Pflegerin werden, und wie sie es niederdrücken und verdunkeln kan, so kan sie es auch erhöhen.

Da kan sie freilich nicht viel nützen, wenn sie wie bei den Chinesern darin besteht, daß in Schulen ein künftiger Gelehrter lernt eine Schaale Thee mit Anstand präsentiren, oder ein geschicktes Kompliment machen. **Nero** wurde von seiner Mutter von der Philosophie abgehalten, als wäre sie einem Kaiser schädlich, und Seneka machte ihm die Alten verächtlich. Diese Erziehung verursachte, daß er die Gelehrten als Sklaven hielt, und sie ins Elend jagte.

§. 238.

Die Verbesserung der Auferziehung muß zu der Verbesserung eines Volkes viel beitragen, indem durch dieselbe Erfinder entstehn; wie man im Gegentheil bemerkt hat, daß bei andern Nationen Erfindungen verlohren gegangen, wenn sich die Erziehung verschlimmert hat. Wie unterschieden sind die Italiener und Franzosen in ihrer Denkungsart und äußerlichem Betragen! Die Franzosen sind offenherzig, ungezwungen, munter und gesprächig; Die Italiener hingegen eigensinnig, den Cäremonien ergeben, ernsthaft und halten an sich. Dieses komt von der Erziehung. In Frankreich bringt man die Kinder in Gesellschaft, und lobt von Kindheit an ihnen eine gewisse Dreustigkeit, und ein Zutrauen zu sich selbst. In Italien aber findet man von

allem

allem diesen das Gegentheil. *) In **Angelos** Gemähldeu ist Troz und Wildheit, welche weder das Auge noch das Herz reitzt. **Raphaels** Gemählde aber fallen nicht so ins Auge. Sie sind einförmig, aber mit unbeschreiblicher Anmuth. Dieses hat in ihrer Erziehung seinen Grund. Angelo lebte strenge und eingezogen in Sitten; aber Raphael liebte das Frauenzimmer und die Gesellschaft. Die **Arkadier** waren durch ihre ältesten Gesetze verbunden, alle die Musik zu lernen, und dieselbe bis ins dreißigste Jahr ihres Alters beständig zu treiben, um die Gemüther und Sitten, welche wegen des rauhen Himmels in ihrem gebürgichten Lande störrisch und wild gewesen seyn würden, sanft und liebreich zu machen, und sie waren daher die redlichsten und wohlgesittesten Menschen unter allen Griechen. Die **Cynäther** allein unter ihnen, welche von dieser Verfassung abgiengen, und die Musik nicht lernen und üben wolten, verfielen wiederum in ihre natürliche Wildheit, und wurden von allen Griechen verabscheuet. **) Zur Zeit der römischen Republik wurden die Kinder mänlich und hart erzogen, zur Tugend und Warheit ange-

 führt;

*) Addisons Anmerkungen über Italien.

**) Winkelmanns Geschichte der Kunst, I. Theil, Seite 27.

führt; aber unter den Kaisern erzogen sie elende, gedungne Sklaven, die voll Unverschämtheit und Fabeln waren. Daher kamen so unterschiedne Geister in diesen zwei entgegen gesetzten Zeitpunkten ans Licht. Die Perser hatten ein gutes Mittel, damit die Kinder von den Aeltern nicht verzärtelt würden, wie **Xenophon** berichtet. Sie wurden bis ins siebzehnte Jahr von fremden Leuten in öffentlichen Schulen erzogen. Eher durften sie nicht zu ihren Aeltern zurückkehren; obgleich ihre Absicht darinnen nicht war Wissenschaften, sondern Tugend zu lernen. Denn die Wissenschaften, welche **Hystaspes**, der Vater des Darius, selbst aus Indien von den Brachmanen geholt hatte, wurden von den Magiern geheim gehalten, und nur Kindern aus der königlichen Familie gelehrt. *) Allein das alte persische Reich war, wie die meisten alten Monarchien ein bloßer Kriegsstaat, wo jederman zwischen zwanzig und funfzig Jahren zum Kriege verbunden war. Ihre Beherscher waren sehr despotisch, welches aus ihren Titeln König der Könige, wie noch itzo bei den despotischen morgenländischen Fürsten erhellet. Es war ihnen nicht zu hoch, wie **Sapores**, König der Parther, sich einen Bruder der Sonne

und

*) Welthistorie, IV. Th. S. 124.

und des Monds zu nennen. Sie glaubten so gar, ihre Könige wären an gar keine Gesetze, auch nicht einmal an das Naturgesetze gebunden. Daher entstund in ihren Unterthanen der Geist der Knechtschaft, welcher gegen die muntere Tapferkeit der Griechen nicht aushalten konte. Sie erlaubten zwar öffentliche Schulen; aber sie suchten die Köpfe mit Fleiß in der Finsterniß zu erhalten, indem sie keine Wissenschaften, sondern bloß die Tugend lehrten.

§. 239.

Wir haben nicht alle Erziehung von unsern Lehrern. Wir werden vorher von unsern Aeltern erzogen, ehe wir den Lehrern übergeben werden; und wenn wir in die Welt treten, und selbst als Mitglieder des gemeinen Wesens zu handeln anfangen, geht wiederum eine neue Erziehung an. Daher kan man mit dem Herrn von **Montesquieu** eine dreifache Erziehung zugeben. Die erste bekommen wir von unsern Aeltern, die zweite von unsern Lehrern, und die dritte von der Welt und ihrem Umgange. Alle drei haben den grösten Einfluß in die Bildung des Verstandes, und die künftige Bestimmung eines Menschen.

§. 240.

Die erste Erziehung, welche wir von unsern Aeltern bekommen, ist gemeiniglich, obgleich

nicht in allen Fällen die mangelhafteste. Die meisten Aeltern sorgen blos vor den Körper ihrer Kinder, wenn auch der Verstand schon anfängt Sprossen zu treiben, und bekümmern sich wenig um die Seele und die Auswickelung ihrer Kräfte. Sie haben zum Theil nicht Verstand genung, die ersten Saamenkörner der Tugend und der Erkentniß in die zarten Herzen zu legen, welche desto tiefer Wurzel schlagen, je feiner der Boden ist, in den sie gestreut werden. Sie sind selbst nicht genugsam unterrichtet worden, oder haben ihren Unterricht so verabsäumt, daß sie nur auf eine ungeschickte Art Lehrer abgeben können. Sie machen es, wie zu den Zeiten der römischen Kaiser, da der republikanische Geist verschwunden war. Da brauchte man die niedrigsten Knechte und griechische Sklaven, durch deren Einfalt und wunderliche Mährlein die jungen Gemüther von Anfang verdorben wurden. Die Aeltern nahmen sich nicht in Acht, allerhand üble Dinge vor den Augen ihrer Kinder zu treiben. Sie hielten ihre lüderlichen Reden vor Keime des Witzes und Verstandes. Sie sungen in ihrer Gegenwart Buhlerlieder. Die Kinder lernten die Laster, ehe sie wusten, daß es Laster waren, und also kamen sie aus ihren Händen schon verdorben in die Schulen. So

klagte

klagte Quintilian zu seinen Zeiten. *) Und ist es nicht ein Gemählde unsers Zeitalters? Sehen wir nicht selbst die Ausbrüche der Laster an unsern Kindern als Kleinigkeiten an; Decken wir nicht ihre Gebrechen mit unserer Nachsicht zu? Wir heilen ihre Wunden mit schmeichelnden Mitteln, aber wir reinigen sie nicht zuvor durch scharfe und beissende, und so müssen sie immer wieder aufbrechen.

§. 241.

Der erste Auftrit auf den Schauplatz dieses Lebens, und der erste Eindruck in die Seele eines Kindes, hat einen wichtigen Einfluß in das künftige Leben. Wem von seiner Kindheit an geschmeichelt worden, der kan in reifern Jahren nicht den geringsten Widerspruch leiden. Und wie unglücklich sind solche Menschen! sie taugen gar nicht in die menschliche Gesellschaft. Sie wollen immer Recht haben, und die Geduld, die uns in allen Zufällen des Lebens so nöthig ist, bleibt ihnen eine unbekante Sache. Sie werden sich endlich selbst zur Last, und da sie doch am Ende mit mancherlei Menschen Umgang pflegen müssen, die eben ihre Gunst nicht brauchen, und ihnen

*) Quintilian. libr. 1. cap. 2.

also nicht heucheln, so sehen sie die Welt als ein verdrüßliches Gefängniß an, wo ihr Geist schmachten muß, der, wie sie glauben, zur Herrschaft gebohren ist. Ein Mensch, der eine sklavische Erziehung, und sehr harte Aeltern gehabt hat, wird Zeitlebens einen furchtsamen Charakter behalten. Alle große Entschlüßungen werden ihm unmöglich scheinen, und die Furcht wird bei ihm alles hintertreiben, wodurch er sich vieleicht in der Welt zu Ehre und Reichthum schwingen könte. Im Gegentheil einem Menschen, der das Glück einer freien Erziehung genossen hat, wird man das Gepräge der *Freiheit* und des ungezwungenen, muntern Wesens, in allen seinen Handlungen ansehen. Wie schwer hält es, einen Menschen, der in einer abergläubischen Religion erzogen worden, von dem Ungrunde derselben zu überzeugen. Die ersten Eindrücke haben so tief in ihm gewurzelt, daß er bei allen andern Einsichten seines Verstandes, diese einzige Unwarheit nicht begreifen kan. Die Irthümer sind in seine Denkungsart so fest hineingeflochten, daß es unmöglich scheint, sie herauszureissen. Daher komt es, daß wirklich große Geister, die in der Freidenkerei erzogen worden, dasjenige nicht mehr begreifen können, was sonst auch mittelmäßige Köpfe fassen. Sie halten die schlechtesten Beweise ihrer ungegründeten

Meinun-

Meinungen vor unerschütterte Säulen, worauf ihr Lehrgebäude ruht. Es ist also den besten Erfarungen, und der Natur der Sache gemäß, daß der erste Eindruck in die künftige Lebensart eine große Gewalt hat; und wir finden dieses auch bei mechanischen und schönen Künsten. Ein Sohn lernt oft das Handwerk seines Vaters, ob er gleich nicht die Geschicklichkeit dazu hat, weil er es von seiner Kindheit an beständig üben sehen. **Michael Angelo** wurde von einer Amme im Dorfe Settignano bei Florenz erzogen, dessen Einwohner fast lauter Stein- und Bildhauer waren. Also sahe er in den ersten Jahren seiner Kindheit nichts anders, und erweckte das Talent bei ihm, welches ihm hernach einen so großen Namen erworben hat. Die freie Erziehung der Engländer ist Ursache, daß so viel kühne und Originalgeister unter ihnen entstehen.

§. 242.

Die zweite Erziehung, welche wir von unsern Lehrern in den schulfähigen Jahren bekommen, ist seit jeher ein wichtiger Punkt in der Verfassung der Staaten gewesen, und man kan mit Grunde behaupten, daß der Staat einen großen Einfluß in dieselbe habe. In dieser wird die erste Erziehung, die wir von unsern Aeltern empfangen, öfters umgestoßen, verbessert, und

auf

auf einen andern Fuß geleitet. Glücklich ist der Mensch, welchem das Schicksal einen solchen Lehrer bestimt hat, der mit den Vorzügen des Geistes die feinen Empfindungen des Herzens verbindet; der seinen Schüler nicht blos vor den Schulstaub, sondern vor das gemeine Wesen erzieht; der ihm in der dunkeln Stille, woraus er dereinst zur Ehre und Herrlichkeit aufstehen soll, die Welt von ferne zeigt, und ihm bei früher Zeit, da sein Herz noch nicht von Lastern befleckt ist, den Unterschied der Dinge lehret. Gemeiniglich bringt man jungen Leuten in den Schulen gewisse idealische Begriffe bei, die von der Wirklichkeit weit entfernt sind. Man bildet ihnen die Schönheit der Tugend in ihrem natürlichen Glanze ab, und zeigt ihnen das Laster unter seiner abscheulichen Larve; und das ist billig. Aber man lehrt sie nicht die Welt kennen, und das ist ein großer Fehler. Daher tappen sie wie die Blinden, wenn sie selbst auf der öffentlichen Schaubühne handeln sollen; sie glauben, sie kommen in eine neue Welt; und darüber klagte schon **Petronius** zu seiner Zeit, wenn er die pedantische Anweisung zur Beredsamkeit in den Schulen beschreibt. *) Selbst die Erziehung auf hohen Schulen

*) Haec ipsa tolerabilia essent, si ad eloquentiam viam

Schulen geht meistentheils dahin, wie man Professores bilden will, welche dereinst in die Fußstapfen ihrer Lehrer treten sollen.

§. 243.

Der öffentliche und Privatunterricht hat ebenfals einen verschiedenen Einfluß auf die geschwindere oder långsamere, bessere oder schlechtere Entwickelung der Seelenkråfte eines Untergebnen. In dem Privatunterrichte kan der Lehrer eine tiefere Erkentniß von der Fåhigkeit seines Schülers erlangen, weil er beståndig um ihn ist, und seine Handlungen, auch seine Denkungsart besser beobachten kan, als wenn er mit dem Unterricht einer ganzen Menge beschåftigt ist. Nach dieser Einsicht kan er seinen Unterricht besser abmessen, den Mängeln, die er findet, durch eine kluge Ersetzung

viam facerent: nunc et rerum tumore et sententiarum vanissimo strepitu, hoc tantum proficiunt, vt, cum in forum venerint, putent se in alium terrarum orbem delatos. Et ideo ego adolescentulos existimo in scholis stultissimos fieri, quia nihil ex iis, quae in vsu habemus, aut audiunt aut vident; sed piratas cum catenis in littore stantes et tyrannos edicta scribentes, quibus imperent filiis, vt patrum suorum capita praecidant; sed responsa in pestilentiam data, vt virgines tres aut plures immolentur; sed mellitos verborum globulos et omnia dicta factaque quasi sesamo et papauere sparsa.

Ersetzung besser abhelfen und die Vorzüge erhöhen; auch den rechten Punkt treffen, worauf er seinen Schüler leiten soll, damit er dereinst auf diejenige Stufe gelange, wozu ihn die Natur bestimt hat. Der Schüler kan ferner beim Privatunterricht eher zu seiner Vollkommenheit gelangen, als in den öffentlichen Schulen. Denn es kan hier auf Einen mehr Fleiß und Zeit gewendet werden; jeder kleine Fehler kan bemerkt und verbessert, und jedes kleines Wachsthum kan zu einer höhern Vollkommenheit gebracht werden. Allein so wichtig der Privatunterricht ist, so ist er doch auch mit mancherlei nachtheiligen Folgen verbunden. Man lernt nicht andre Menschen kennen; man weiß die Vorzüge anderer nicht, und geräth endlich auf einen unerträglichen Stolz, welches das gröste Hinderniß im Wachsthum des menschlichen Verstandes ist. Dadurch verliert der Verstand endlich seine Nerven, wird matt, und steht im besten Laufe still, und geht nach und nach in die unwissende Barbarei zurück. In dem Privatunterricht erhält man gemeiniglich diejenige Künheit nicht, welche dem menschlichen Geiste in unzähligen Fällen des Lebens unentberlich ist. Man bemerkt dieses hauptsächlich an Kindern, welche beständig auf dem Lande erzogen sind, ob sie gleich sonst jederzeit geschickte Lehrer gehabt haben. Sie können sich von einer gewissen natürlichen Dummheit nicht entfernen,

welche

welche erst durch den Umgang mit der Welt ausgelöscht wird.

§. 244.

Ein wichtiger Vortheil, welchen man aus öffentlichen Schulen erlangt, ist die Nacheiferung, welche im ganzen menschlichen Leben zu löblichen Handlungen treibt, und bei der Jugend die edelsten Früchte herfürbringt. Mancher, der vor sich niemals einen mächtigen Trieb zu handeln geäußert hätte, wird durch Beispiele aufgemuntert, alle seine Kräfte anzustrengen, es andern gleich zu thun, und es gelingt ihm bisweilen, daß er ihnen in dieser löblichen Rennbahn glücklich zuvorkomt. Die Ehre, ob sie gleich vornehmlich das Antheil reiferer Jahre zu seyn scheint, bemächtigt sich mit einer ähnlichen Hitze junger Herzen, und macht sie zu solchen Thaten fähig, die ihrem Alter anständig sind. Oeffentliche Schulen sind ein Staat im Kleinen; und die Schüler sind Glieder desselben. Sie müssen gewisse Pflichten gegen ihre Lehrer als Obrigkeit, und gegen ihre Mitschüler als Mitbürger beobachten; ihre Geschäfte zu einer gewissen Zeit anfangen und endigen; und bereiten sich also im Voraus, nützliche Glieder des gemeinen Wesens zu werden. Man kan also die Schulen mit Recht als Pflanzstädte des gemeinen Wesens ansehen, wo man anfängt künftige Bürger zu bilden. Der

Unterschied gesitteter und ungesitteter Bürger in einem Staate hängt also von ihnen nothwendig ab. Mancher, der unter den Bürgern als ein Wilder oder Barbar erscheint, ist deswegen in diese elende Lebensart gerathen, weil er entweder öffentliche Schulen gar nicht besucht, oder von unverständigen und dummen Aeltern vor der Zeit zu häußlichen Geschäften ist angehalten und der Schule zu zeitig entrissen worden. Da man in öffentlichen Schulen gehalten ist, seine Geschäfte in Gegenwart vieler Mitschüler zu treiben, so entsteht nach und nach in dem Gemüthe eines Studirenden eine edle Freimüthigkeit, und eine löbliche Künheit, welche ihn in der großen Welt niemals verläßt. *Ein Mensch*, welcher die Mathematik erlernt, erlangt eine gewisse Ordnung, eine richtige Folge seiner Gedanken, und eine abgemeßne Gründlichkeit. Es wird ihm nach und nach mechanisch richtig zu denken, Schritt vor Schritt in seinen Handlungen zu gehn, alle Umstände wohl zu überlegen, und daraus endlich einen festen Schluß zu fassen. Solte er auch mit der Zeit, wenn er durch andre Geschäfte auf eine ganz fremde Bahn geleitet wird, die meisten Materialien der Meßkunst aus seinem Gedächtniß verliehren, so hat er doch den ausnehmenden Nutzen behalten, daß seine Denkungsart *Zeit* Lebens etwas gründliches und festgesetztes angenommen hat. So ist es auch mit den Schulen beschaffen.

sen. Man vergißt mit der Zeit manches; es wird einem vieles unnütze. Dem ohngeachtet zeigt sich noch immer das Gepräge, welches man aus wohlgeordneten Schulen mit sich genommen, und hat in vielen Zufällen des menschlichen Lebens seinen vorzüglichen Nutzen. Es ist nicht zu leugnen, öffentliche Schulen haben auch ihre Nachtheile. Es ist leicht in denselben verführt zu werden; aber es ist nicht nothwendig, und treue Lehrer, welche ihr Gewissen beobachten, werden alles aus dem Wege zu räumen suchen, was der Erleuchtung des Verstandes und der Besserung des Herzens zuwider ist. Das Vortheilhafteste ist, wenn man beide Arten des Unterrichts mit einander verbindet; so kan man doppelte Vortheile erlangen, und die Unbequemlichkeiten in beiden Fällen desto besser vernichten. *)

§. 245.

Die dritte Art der Erziehung ist von einem viel weitläuftigern Umfange, als die zwei erstern. Sie wird hauptsächlich durch den Stand eines Menschen errichtet, welchen er erhält, wenn er sich selbst überlassen in der Welt zu handeln anfängt. Es kommen also hier so viele besondre Umstände vor, als Verhältnisse sind, worin man den Menschen denken kan. Die Religion, der Staat, die Gesellschaft,

*) Gesneri Institut. Scholast. C. V.

schaft, die Lebensart, der Umgang, das Reisen, der Ort, der Hazard, und manche kleine unmerkliche Umstände sind als eben so viel Arten der Erziehung anzusehen, welche einen wichtigen Einfluß in den menschlichen Verstand haben. Von dem Staate ist schon oben gehandelt worden; ich will also von einigen der übrigen Verhältnisse, welche die dritte Erziehung ausmachen, noch einige Anmerkungen beifügen. Wenn man die Bildung des menschlichen Verstandes mit philosophischen Augen betrachtet, so läßt man gemeiniglich die göttliche Vorsehung unberührt; vieleicht weil man glaubt, man handle nicht philosophisch genug, wenn man den göttlichen Willen in die Demonstration bringen wolte. Allein es ist wohl nichts gewissers, als daß dieselbe bei der Ausbildung des menschlichen Geistes das Hauptwerk ist. Sie bildet den Menschen auf eine geheime, uns unmerkliche Weise, und führt ihn durch tausend Umstände, die uns ganz unbeträchtlich scheinen, zu seinem Ziele; welches aber so viel verborgne Mittel waren ihre Endzwecke und ihre Verherrlichung zu erreichen. Was hatte **Luther** mehr Ursache als andre, sich in seiner Jugend auf die Grundsprachen der heiligen Schrift zu legen? Es war ein verborgner Zug der Vorsehung die heilge Schrift gemeinnütziger zu machen. Sie war es, die ein Heldenherz in ihm erschuf, daß er vor der Hoheit der Welt nicht erschrack und vor dem Glanze des Throns nicht bebte.

bebte. **Melanchthon** war viel gelehrter, aber sein Geist war klein, schwächlich und zu großen Geschäften nicht bestimt. Er war nur vor das Privatleben und die philosophische Stille gebohren. Was hatte **Paul Sarpi** der Theologe und Consulent der Republik Venedig vor Ursache sich so eifrig auf das kanonische Recht zu legen? Die Zukunft entwickelte die verborgne Ursache dieses Triebes. Er solte ein Zeuge der Warheit vor dem Concilio zu Trident, und ein Vertheidiger der durchlauchtigen Republik gegen den unrechtmäßigen Bann und das Interdict Paul V. werden. Ist es nach dem Ausspruche der ewigen Warheit der Vorsehung nicht verborgen, wenn ein Haar von des Menschen Haupte fält, so kan sie unmöglich ein müßiger Zuschauer bei der Ausbildung des menschlichen Verstandes, oder auch bei dem Objekt seyn, welches er sich vornämlich zu seiner Beschäftigung erwählt. Solte die Vorsehung, die im Reiche der Natur ihre Endzwecke so vollkommen erreicht, keine Absichten im Reiche der Gelehrsamkeit haben? da sie alle die Schönheiten der Natur blos darum herfürgebracht hat, um durch den Verstand der Geister, der ihr prächtiges Bild in den Geschöpfen erblickt, verherrlicht zu werden. Wenn auch die aufgeklärten neuern Zeiten einen wichtigen Einfluß in den menschlichen Verstand haben, so findet man doch auch in den barbarischen Jahrhunderten Origi-

 nalköpfe,

nalköpfe, die durch alle Hindernisse der Erziehung durchgedrungen, und ihre Schätze, als aus fremden Ländern erbeutet, unter ihre erstaunten Zeitgenossen ausbreiteten. Dieses ist ein großer Beweiß, daß die Vorsehung sich mehr um Künste und Wissenschaften bekümmert, als die Freigeister glauben, welche sie blos aus natürlichen Ursachen herzuleiten suchen.

§. 246.

Die Religion erhob den Geist der griechischen Künstler, da ihre Werke als ein Eigenthum und Bild der Gottheit angesehen wurden. Daher arbeiteten sie mit einer Begeisterung an den Bildsäulen der Götter und Helden, wobei ihnen selbst eine Gottheit schien die Hand geleitet zu haben; ob sie gleich nach und nach erst zur Vollkommenheit schritten. Denn erstlich bildete man die Götter als unbearbeitete Klötzer, viereckigte Steine, Säulen, und bei den Spartanern den Castor und Pollux in Gestalt zweier Parallelhölzer, welche durch Querhölzer verbunden waren; wodurch eben das Zeichen des Gestirnes der Zwillinge entstanden. Mit der Zeit setzte man Köpfe auf die Steine, und Dädalus soll zuerst die Beine von einander abgesondert haben.*) Die katholische Religion ist in Italien der

*) Winkelmanns Geschichte der Kunst, I. Th.

der Mahlerei und Bildhauerkunst eben so günstig gewesen, wegen der erforderten äußerlichen Pracht der Kirchen. Das heilige Abendmahl ist wenigstens 15000. mahl in den Italienischen Kirchen gemahlt, und die Verkündigung Mariä mehr als 50000. mahl. Die Mahler sind eifersüchtig auf einander und in großer Menge. Die Klöster haben Geld genug und bringen die Unkosten reichlich aus dem Zulauf des Volkes. Dazu kommen die reichen Vermächtnisse und der heimliche Neid der Geistlichen gegen einander, ihren Kirchen mehr Zulauf zu verschaffen. *)

§. 247.

Eine vernünftige Religion hilft dem Verstande auf, und unterstützt die Gelehrsamkeit; denn sie hat selbst daher den grösten Vortheil zu erwarten. Es ist so ferne, wie einfältige Leute glauben, welche unter dem Schein der Religion die Dummheit auszubreiten suchen, daß die Weltweisheit und überhaupt die Aufklärung des Verstandes der Religion solte zuwider seyn, daß sie uns vielmehr zu Gott führen, und die Religion kan niemals mehr gewinnen als zu erleuchteten Zeiten. Wie schlecht

*) Keyßlers Reisen, II. Th.

sahe es in den finstern Jahrhunderten um die Religion aus! Oft wurden Menschen als Ketzer verbrant, die viel edler von Gott dachten, als die heiligen Tyrannen, die sie so unbarmherzig aufopferten. In diesem jämmerlichen Zeitpunkte hielt man mittelmäßige Gelehrte, die besonders einige Kentniß der Mathematik und Naturlehre erlangt hatten, vor Zauberer und Teufelsbanner. **Albertus Magnus, Trithemius,** der Minnesinger **Klinsor** aus Ungerland sind Beispiele davon. Wie lange ist es, daß man das Copernikanische System vor etwas sündliches hielt? es musten sieben Planeten seyn, weil sieben Sakramente waren. Ein vortreflicher Schluß! Die wahre Religion hat niemals nöthig, sich unter die Hülle der Dummheit zu verbergen; Sie, ein Abdruck des göttlichen Verstandes glänzt mit hellen Strahlen, wie die Sonne am Mittage, und erfült ihre Anhänger mit Licht und Verstand.

§. 248.

Der Ort ist keine gleichgültige Sache in Ansehung des menschlichen Verstandes, so geringe auch dieses Verhältniß zu seyn scheinet. Man weiß, wie angenehm die Einsamkeit und ein stilles Wäldchen den Dichtern ist, sie in eine feurige Begeiste-

rung

rung zu setzen. *) **Plinius** fand am Ufer des Meeres seine Studierstube und holte daher seine Erfindungen. **) **Grotius** um sein Werk de iure belli et pacis besser auszuarbeiten, erwählte einen angenehmen und einsamen Ort, nämlich das Landgut Balagni des Präsidenten **De Mesmes**, ohnweit Senlis, wozu er auch seine Spatziergänge anwendete. **Epikur**, nachdem er zu Mitylene und Lampsakus fünf Jahr gelehrt, philosophirte zu Athen in einem Garten, in welchem er bis an seinen Tod blieb. ***) Als **Arminius** in Genf studirte, besuchte er öfters einen schönen Spatziergang, den man den philosophischen Gang nent, der nicht weit von dem Orte ist, wo Servetus verbrant worden, und brachte auf demselben sein System in Ordnung.

§. 249.

Die Verwechselung des Ortes, wo man erzogen und gebohren worden, bringt dem Verstande

*) Horat. Epist. L. II. 2.
Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit vrbes.

**) Plin. L. I. ep. 9. O mare, o littus, verum secretumque μουσειον, quam multa inuenitis, quam multa dictatis.

***) Er ließ über den Eingang schreiben: *Hospes hic bene manebis, hic summum bonum voluptas est.* Senec. ep. 21.

zufälliger Weise mancherlei Vortheile. Das Neue und eine jede Veränderung ist dem Verstande nicht gleichgültig. Es überschüttet die Seele mit Vergnügen, muntert sie auf, und setzt sie in einen Zustand die Dinge mit mehr Lebhaftigkeit zu betrachten, als wenn sie immer in ihrer monotonischen Verfassung bliebe. **Huart** hat bemerkt, daß diejenigen, welche an Oertern gebohren sind, wo Universitäten sind, selten etwas Vorzügliches in der Gelehrsamkeit leisten. Die Schmeicheleien ihrer Anverwandten verderben sie. Es ist ihnen nichts mehr neu. Sie haben also nicht die mächtigen Triebe, wie ein Fremder. Man findet daher, daß ganz andre Leute aus ihnen werden, wenn sie den Ort verwechselt haben. Manche Köpfe haben den Hof, oder die Hauptstadt nöthig ihren Geist auszubilden. Man übersehe die Liste großer Männer, wie **Helvetius** sagt, so wird man wahrnehmen, daß Moliere, Quinault, Corneille, Pascal, Fontenelle, Malebranche, u. s. f. zur Ausbildung ihres Geistes die Beihülfe der Hauptstadt nöthig gehabt haben. Aber die folgende Anmerkung scheint partheiisch zu seyn, wenn er hinzusetzt: Die Talente in den Provinzen müssen jederzeit mittelmäßig bleiben, und die Musen, welche mit Begierde den Aufenthalt in Büschen, Wiesen und bei Springbrunnen suchen, würden

nur

nur Bauernymphen seyn, wenn sie sich nicht von Zeit zu Zeit nach großen Städten begeben. *) Eine richtigere Bemerkung hat der Bürger von Genf gemacht, welche die Erfarung vollkommen bestätigt, wenn er sagt: Die meisten Gelehrten, welche zu Paris hervorglänzen, die meisten nützlichen Entdeckungen und neuen Erfindungen sind aus den Provinzen dahin gebracht worden; von deren Einwohnern man in Paris, wo man nicht Zeit hat etwas zu untersuchen, glaubt, daß sie nichts thun, als sich fortpflanzen und sich mit Kleinigkeiten schleppen. Haltet euch einige Zeit in einer kleinen Stadt auf, wo ihr bloße Maschinen zu sehen vermuthet hattet, so werdet ihr nicht nur in kurzem daselbst viel vernünftigere Leute sehen, als eure Affen in den großen Städten sind, u. s. f. Man macht in kleinen Städten aus eignen Erfindungen nicht so viel, weil man vom Glanze der großen Städte eingenommen glaubt, dergleichen müsse da etwas gemeines seyn. In einer kleinen Stadt findet man weniger Thätigkeit als in der Hauptstadt, weil die Leidenschaften nicht so lebhaft, und die Bedürfnisse nicht so dringend sind; aber hingegegen mehr Originalgeister, mehr sinnreiche Erfindungskraft, mehr warhaftig neue Sachen. Denn bei einer kleinen

*) De l' esprit, Disc. III. Chap. 27.

Anzahl der Muster ist man um so viel weniger ein Nachahmer; und in einer kleinen Stadt hat man mehr Muße seine Begriffe auszudehnen und in Ordnung zu bringen. *)

§. 250.

Gleichwie in der politischen Geschichte öfters die wichtigsten Begebenheiten aus kleinen, unmerklichen Umständen entstehn, welche den meisten Menschen verborgen bleiben; so ist es auch mit dem Reiche der Künste und Wissenschaften beschaffen. Kleine Umstände und der Hazard haben oft die wichtigsten Erfindungen herfürgebracht, auf die man entweder niemals, oder sehr spät durch den Weg des Nachdenkens kommen wäre. Da aber die Vorsehung allenthalben beschäftiget ist, so muß man ihr auch die Anwendung dieser kleinen Umstände und des Hazards zuschreiben. Die aufgeklärtesten Zeiten, wo der menschliche Verstand im grösten Glanze erschien, haben blos die nützlichsten Erfindungen erleutert, welche meistentheils in den barbarischen Jahrhunderten entstanden sind, wo alles Nachdenken in einem elenden Wortkram bestund. Das Schießpulver ward durch einen Zufall erfunden, und dieser

*) Rousseau Vorstellung gegen die Einführung einer Schaubühne vor die Comödie in der Republik Genf.

dieser kleinen Begebenheit haben wir die ganze neuere Kriegskunst und so viele erstaunende Veränderungen der mächtigsten Reiche zuzuschreiben. Die Buchdruckerkunst entstand durch ein Ohngefehr. Ein Gärtner zu Florenz bemerkte zuerst, daß das Wasser nicht über eine gewisse Höhe stieg, und **Galiläus** fand daraus die Schwere der Luftsäule. Die Erfindung der Carthaunen geschah durch einen Zufall. Im dreißigjährigen Kriege, da man sehr lange Kanonen hatte, sprang den Schweden einst beim Losbrennen ein Stück davon ab; doch zwang sie die Noth wieder zu laden, und sie fanden wider ihr Vermuthen, daß sie nun weit gewisser und mit größerer Wirkung daraus schüssen konten. So mag der Zufall manche mechanische Instrumente entdeckt haben. **Diodorus** erzählt ein Beispiel von der Säge, welches wenigstens wahrscheinlich ist, wenn es auch nicht gewiß seyn solte. **Talus** ein Neffe des Dädalus fand ohngefehr den Kinbacken einer Schlange, dessen er sich glücklich bediente ein kleines Stück Holz zu zerschneiden, und dieses brachte ihn auf die Gedanken ein Werkzeug zu verfertigen, daß die Schärfe der Zähne dieses Thieres nachahmte. Er nahm daher ein Eisenblech, und schnit es nach dem Muster der kleinen, kurzen und enge beisammenstehenden Zähne der Schlange und so entstund die Säge. *) Einem ähnli-

*) Diodor. L. IV. c. 76. 77.

ähnlichen Zufalle schreibt man die Erfindung der Mahlerei zu. Die Tochter des Dibudates eines Töpfers zu Sycion zog um den Schatten ihres Liebhabers an der Wand, bei dem Lichte einer Lampe eine Linie, damit sie in seiner Abwesenheit einen Schattenriß von ihm hätte. Ihrem Vater fiel es ein Thon auf die Züge zu bringen, nach dem gezeichneten Contur; dadurch machte er ein Profil von Erde, welches er im Ofen brante. *) Bei diesen Erfindungen, welche durch den Zufall geschehen, finden wir die göttliche Vorsehung sehr weißlich beschäftiget. Nicht den Weisen und Edlen giebt sie das Vermögen die nützlichsten und allgemeinsten Erfindungen herfürzubringen. Sie legt oft Thoren und denen, die die Welt nicht kent, die Schätze der Weisheit vor Augen und schließt der Einfalt die verborgnen Gänge der Natur auf, welche die Klugen dieser Welt vergebens suchen. Dieses ist eine Demüthigung des menschlichen Verstandes; aber sie lehrt uns unsre Schwäche kennen, und den unendlichen Verstand des Schöpfers bewundern.

*) Plin. L. 35. c. 45.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Flögel, Karl Friedrich,

Geschichte des menschlichen Verstandes

Breßlau 1765
H.g.hum. 69 a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10434995-6
VD18 14469065